

Die Person des Missionars

Berufung – Sendung – Dienst

**Referate der Jahrestagung 1996 des
Arbeitskreises für evangelikale Missiologie**

**edition afem
mission reports 4**

Klaus W. Müller (Hg.)

VTR ▪ VKW

edition afem
herausgegeben vom
Arbeitskreis für evangelikale Missiologie

von

Dr. Klaus W. Müller, Dr. Bernd Brandl
und **Verlagsleiter Thomas Mayer**

Dieses Buch ist Teil der **edition afem** im **Verlag für Theologie und Religionswissenschaft (VTR)**, die von **Dr. Klaus W. Müller, Dr. Bernd Brandl** und **Verlagsleiter Thomas Mayer** herausgegeben wird.

Die **edition afem** besteht aus vier Reihen: **Mission classics** wollen klassische Texte der Mission wieder neu zugänglich machen; **mission academics** bietet Forschungsarbeiten zur Missiologie; in **mission scripts** werden Textsammlungen, Arbeitsmaterialien und kleinere Arbeiten aufgenommen, und in **mission reports** werden Tagungsberichte veröffentlicht.

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-933372-72-0 (VTR)

ISBN 3-932829-58-1 (VKW)

© die jeweiligen Verfasser und
Verlag für Theologie und Religionswissenschaft
Gogolstr. 33, 90475 Nürnberg, <http://www.vtr-online.de>

Bestell-Nr. 860.272 (VTR)

Bestell-Nr. 540.958 (VKW)

Umschlaggestaltung: VTR

Satz: VTR

Druck: Seidel & Seidel, 08209 Auerbach, Tel. 03744/213420

Inhalt

VORWORT DES HERAUSGEBERS (Klaus W. Müller).....	5
DIE PERSON DES MISSIONARS (Daniel Herm).....	9
AUSBILDUNG, VORBEREITUNG UND WEITERBILDUNG (Konrad Brandt).....	19
WEITERBILDUNG VON MISSIONAREN (Detmar Scheunemann)	30
DER MISSIONAR ALS LERNENDER UND FORSCHER (Johannes Triebel)	37
FELDLEITUNG UND HEIMATLEITUNG (Bernd Brandl).....	48
BETREUUNG AUF DEM FELD (Brigitte Troeger).....	54
ARBEITSBEDINGUNGEN DES MISSIONARS (Detlef Blöcher).....	60
FINANZIERUNGSMODELLE FÜR MISSIONARISCHE ARBEIT (Hansgerd Gengenbach)	79
GESTALTUNG DES HEIMATAUFENTHALTES (Lydia Radlingmayr).....	88
GRÜNDE FÜR DIE RÜCKKEHR VON ENTSANDTEN MITARBEITERN (Eberhard Troeger)	95
ANHANG	100
LAUDATIO ZU KLAUS WETZELS „KIRCHENGESCHICHTE ASIENS“ (Detmar Scheunemann)	100
KIRCHENGESCHICHTE ASIENS ALS MISSIONSTHEOLOGISCHES THEMA (Klaus Wetzel)	104

Klaus W. Müller

Vorwort des Herausgebers

Es geht um die Berufung von Menschen, die als Missionar oder Missionarin unter dem Auftrag Gottes stehen. Zwei parallele Linien sind dabei erkennbar: Gottes Linie als zweckbestimmte Berufung, und die menschliche Linie als deren Bestätigung und Konkretisierung. Das sind die Personen, die bei der Ausführung dieses Auftrags im Mittelpunkt stehen. Es muß tatsächlich jemanden geben, der dem Ruf Gottes gehorsam ist, seine Heimat verläßt und Grenzen überschreitet, in die Ungewißheit hineingeht, um unter veränderten Bedingungen neue Beziehungen zu den Menschen aufzubauen, denen das Evangelium verständlich gemacht werden soll.

Damit hat sich der Arbeitskreis evangelikaler Missiologie (AfeM) bei seiner Jahrestagung im Januar 1996 befaßt. Die Themen konzentrierten sich dabei auf den Missionar aus der Perspektive der Heimat; sie sind nicht umfassend, sondern stellen lediglich einen Beitrag dazu dar.

Nach zweihundert Jahren evangelischer Missionsarbeit beschäftigt uns dieser Zusammenhang um die berufenen Personen, denn sie sind heute anderen Prägungen und Einflüssen ausgesetzt. Sie sollen nicht allein gelassen werden, nicht blind in ihren Auftrag hineinstolpern, sondern die bestmögliche Vorbereitung und Begleitung erhalten. In dem vorliegenden Band geht es zunächst um die Person des Missionars (Daniel Herm), dann um seine Ausbildung und Weiterbildung (Konrad Brand, Detmar Scheunemann). Der Missionar soll eine Lern- und Forscher-Mentalität entwickeln (Johannes Triebel); dadurch sind viele wissenschaftliche Arbeiten im Lauf der Zeit entstanden. Aber der Missionar steht auch in Beziehungen, in einem Rahmen, der von Gemeinden und Missionsgesellschaft gegeben ist: Deshalb werden Leitungsstrukturen der Mission (Bernd Brandl), die Betreuung im Einsatzgebiet (Brigitte Troeger), die Arbeitsbedingungen (Detlef Blöcher) und die Gestaltung des Heimataufenthaltes (Lydia Radlingmayr) der Missionare betrachtet, ebenso die Finanzierung der Missionsarbeit (Hansgerd Gengenbach) und die Gründe für die Rückkehr von Missionaren (Eberhard Troeger).

Der skizzenhafte Stil einiger Referate wurde hier bewußt beibehalten. Die Referenten sind alle in der Missionsarbeit praktisch tätig, die meisten haben selbst Auslandserfahrung als Missionare und stehen jetzt im back-up-Dienst

für die Mission. Die Ehepaare Gottfried und Susanne Schittek sowie Martin und Annette Ebinger besorgten die Lektorierung und erstellten das Layout der 1. Auflage. Vielen Dank für diesen wichtigen Hintergrundbeitrag zur Mission!

Die Jahrestagung des AfeM 1997 wird den Missionar aus der Perspektive derer betrachten, denen sein Dienst gilt. Das ist eine notwendige Ergänzung.

Bei der Jahrestagung 1996 erhielt Dr. Klaus Wetzel den George-W.-Peters-Preis für seine wissenschaftliche Arbeit „Kirchengeschichte Asiens“. Die Laudatio dafür (Detmar Scheunemann) und seine Stellungnahme befinden sich im Anhang.

Ich wünsche, daß die Referate den Missionaren und solchen, die ihnen dienen, damit sie ihren Auftrag erfüllen können, eine Hilfe sind.

Berufung: Gott, der Herr ruft einen Menschen

Wenn wir die Bibel durchblättern und nach Hinweisen zu diesem Thema suchen, fallen uns einige Stellen auf, die einen kleinen Einblick in Gottes Perspektive erlauben. Es geht darum, wie Gott Menschen anspricht und den Anspruch auf ihr Leben erhebt, um seinen Auftrag auszuführen.

Gott rief Adam nach dem Sündenfall mit Namen: „Adam, wo bist du?“ (1. Mo. 3,9); als nächsten Menschen sprach er Mose persönlich an (2. Mo. 3,4; 19,3; 3. Mo. 1,1). Samuel wurde als Kind gleich mehrfach mit seinem Namen von Gott gerufen (1. Sam. 3,4.5.6.8.10.16).

Sehr viel später erscheint der Begriff „rufen“ wieder. Gott läßt durch Jesaja sein Volk wissen: „...er ruft sie alle mit Namen; sein Vermögen und seine starke Kraft ist so groß, daß es nicht an einem fehlen kann“ (Jes. 40,26).

Hosea (11,1) gab das Wort Gottes weiter: „Ich rief ihn, meinen Sohn, aus Ägypten“ (Vgl. Mt. 2,15).

Dann sprach der Herr persönlich das Gerichtsurteil über sein Volk (Amos 7,4): „Siehe, der Herr, Herr rief das Feuer, damit zu strafen ...“ Genauso hat er auch „... die Dürre gerufen über Land und Berge, ...“ (Haggai 1,11).

Gott bedient sich sowohl der Menschen als auch der Schöpfung; in seiner Souveränität ruft er in seinen Dienst oder zieht zur Rechenschaft. Auffallend ist die persönliche Ansprache, die Beziehung Gottes zum Gerufenen.

Im Neuen Testament erscheint der Begriff unter ähnlichem Vorzeichen: Jesus Christus ruft die Jünger mit Namen (Mt. 4,21; Mk. 1,19) und die Sünder zur Buße (Mt. 9,13). Er rief ein Kind zu sich (Mt. 18,2) und verwendete

es als Beispiel für Erwachsene. Im Gleichnis rief er die Arbeiter, um ihnen ihren Lohn zu geben (Mt. 20,8). Nachdem er in die Nachfolge gerufen hatte, rief er zwölf von diesen Menschen in den vollzeitlichen Dienst (Mk. 3,13-17):

... [der Herr] rief zu sich, welche er selbst wollte, und sie kamen zu ihm. Und er bestimmte zwölf, die er auch Apostel nannte, daß sie mit ihm seien und daß er sie aussende, zu predigen und Vollmacht zu haben, die Dämonen auszutreiben; und er bestimmte die Zwölf und gab (legte bei) Simon den Namen Petrus, und Jakobus, den Sohn des Zebedäus und Johannes, den Bruder des Jakobus und nannte sie (legte bei) Boanerges, das heißt „Söhne des Donners“, ...

Die Namen spielten wieder eine bedeutende Rolle. Hier geht es um die ganze Persönlichkeit, denn mit dem Namen war auch die Identität der Person gemeint. Und jeder, der gerufen war, wußte das so genau, wie er selbst seinen Namen kannte.

Jesus ließ den Blinden zu sich rufen (Mk. 10,49), und es wurde ihm schnell weitergesagt: „Steh auf, er ruft dich!“ Im Gleichnis ruft Jesus als der gute Hirte seine Schafe beim Namen (Job. 10,3). Dann rief er den Lazarus laut aus dem Grab (Joh. 11,43). Hier ging es um Leben und Tod.

Am Kreuz rief Jesus laut – diesmal war es ein verzweifelter Schrei zum Vater; der schwieg (Mk. 15,34; Lk. 23,46), um ihn am dritten Tag danach von den Toten ins Leben zu rufen.

Erst Paulus interpretiert den Ruf des Herrn – in seinem Brief an die Thessalonicher (1. Thess. 5,24): „Getreu ist er, der euch ruft; er wird's auch tun.“ An Timotheus schreibt Paulus in 2. Tim. 1,7-11, nachdem er die Eigenschaft des Heiligen Geistes beschrieben (nicht Furcht, sondern Kraft, Liebe und Besonnenheit) und ihn zum Leiden für das Evangelium aufgerufen hat:

... der uns selig gemacht hat und *berufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unseren Werken, sondern nach seinem Vorsatz und der Gnade*, die uns in Christus vor der Zeit der Welt gegeben ist und nun durch die Erscheinung unseres Heilands Jesu Christi offenbar wurde, der dem Tod die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat durch das Evangelium ...

Dieser Ruf ist heute ebenso gültig und läßt keine Ausflüchte zu bei den Menschen, die so berufen wurden. Nicht ein Mensch hat sie gerufen, auch nicht eine Kirche und Gemeinde, keine Institution oder ein Missionswerk, sondern der Herr Jesus Christus. Er allein hat das Recht, Menschen zu rufen, seine

Hand auf sie zu legen und sie zu beschlagnahmen (hebr. *kadosch*, heilig) zum Dienst für ihn.

Wenn wir über Missionare reden, die von Gott gerufen sind, vergessen wir nicht, daß wir es immer auch mit dem zu tun haben, der hinter ihnen steht, der sie beauftragt hat, und der sein Werk selbst tun will durch sie. Stehen wir ihnen nicht im Weg, sondern motivieren wir sie und helfen ihnen vielmehr, gehorsam sein zu können – wenn es sein muß, wie bei unserem Herrn, auf Leben und Tod.

Klaus W. Müller

Daniel Herm

Die Person des Missionars – biblische Theologie der Berufung und praktische Konsequenzen

I. Der biblische Befund

Im allgemeinen kann man den Begriff „Berufung“ wie folgt definieren:

- Berufung ist Gottes Anrede an den Menschen, durch die er in eine besondere Beziehung zu Gott gebracht und/oder mit einem besonderen Dienst beauftragt werden soll.
- Letzte Ursache der Berufung ist nicht das menschliche Wollen oder eine besondere Qualifikation, sondern der souveräne Wille Gottes.
- Ziel der Berufung ist die Beteiligung des einzelnen oder der Gemeinschaft am Werk und Wirken Gottes in dieser Welt.

1. Altes Testament

Der Ruf Gottes begegnet uns erstmals im Alten Testament in Genesis 3,9: „Gott der HERR *rief* Adam“. Der hier gebrauchte Begriff „rufen“, „nennen“, „berufen“, im Hebr. „qara“, wird sowohl im Sinne einer göttlichen Berufung, als auch für menschliches Rufen und zur Namensgebung verwandt. In der Septuaginta wird dieses Wort fast ausschließlich mit dem griechischen „kalein“ übersetzt. Im Zusammenhang mit dem Protevangelium Genesis 3,5 kann dieser Begriff als Gottes Ruf zur Umkehr und zum Heil gesehen werden und gilt so der gesamten Menschheit.

Die besondere Berufung Abrahams, Gen. 12,1-3, könnte man als Anfang der Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk betrachten, obwohl hier der oben erwähnte Begriff keine Verwendung findet. Im Sinne einer göttlichen Berufung begegnet uns dieses Wort erst wieder in Ex. 3,4, in der Offenbarung Gottes an Mose. Hier ist der Ruf eine deutliche Berufung zu einem Auftrag und Dienst. Ähnlich wird dieses Wort in 1. Sam 3 im Sinne einer göttlichen Berufung zu einem besonderen Dienst gebraucht. Schließlich begegnet uns das Wort noch einmal, angewandt auf ganz Israel, in Jesaja 41,9: „Israel, mein Knecht, ... den ich gerufen habe.“ Im Sinne einer Namensgebung begegnet uns das Wort in Jes. 44,6 vielfach, sogar im Blick auf Gott: Gott der ganzen Erde wird er genannt.

Eine Reihe alttestamentlicher Propheten berichten über sehr eindrückliche Berufungserfahrungen, z.B. Jesaja 6,1-9, Jer. 1,4-10, Hes. 1,1-3. Erfahrungen einer unmittelbaren göttlichen Berufung berichten auch Hosea, Joel, Amos und Jona. Josua dagegen wird durch von Mose vollzogene Handauflegung berufen und eingesetzt (Deut. 34,9). Saul und David erfahren ihre Berufung als Könige durch die Salbung, die Samuel vollzieht. Bei anderen Propheten fehlt der Hinweis auf eine Berufungserfahrung, z.B. bei Deborah, Elia, Daniel, Habakuk und Maleachi. Haben sie diese nicht erlebt oder wird diese vorausgesetzt? Wie hat Gott sie in Dienst genommen? Kamen sie aus Prophetenschulen? Wurden Prophetenschulen notwendig, weil Gott nicht mehr redete oder sein Reden nicht vernommen wurde?

Zusammenfassend kann gesagt werden:

- Das Alte Testament berichtet über eine Vielzahl von Berufungserfahrungen.
- Dabei werden die Begriffe „Rufen“ bzw. „Berufung“ wenig gebraucht, jedoch ebenso auf das ganze Volk wie auch auf Einzelpersonen angewandt.
- Die Berufung erfolgte sowohl unmittelbar durch Gott als auch mittelbar durch Menschen.
- Bei einigen Propheten fehlt der Hinweis auf eine Berufungserfahrung ganz.

Wir können somit nicht von einem alttestamentlichen Berufungsschema oder -modell sprechen. Wichtiger als die Form der Berufung ist jedoch ihr Inhalt. So beinhalten die alttestamentlichen Berufungen:

1. *Gottes Offenbarung* sowohl erstmals als auch wiederkehrend, z.B. Gen. 15 und 17; Ex. 3,6; Ex. 19; Jes. 6; Hes 1,1; Kö. 19.
2. Demütigende, oft erschütternde *Selbsterkenntnis* (Ex. 3,6-11; Ex. 33,1; Sam 9,21; Jes. 6; Jer. 1,6; Hes. 1,28)
3. Auftrag und Dienst sind unterschiedlich, jedoch im und am *eigenen Volk* (Ausnahme: Jona). Der Dienst erfolgt durch das Wort, durch zeichenhaftes Handeln und durch Wunder und ruft zur Umkehr und zum Vertrauen in Gott; d.h. Gericht und Gnade.

2. Neues Testament

Die bereits in der Septuaginta gebrauchten Begriffe „kaleo“ = „rufen“, „nennen“ (148 mal) und „klesis“ = „Berufung“, „Ruf“, „Einladung“ (11 mal) finden im Neuen Testament folgende Verwendung:

- Im Sinne der Namensgebung (Mt. 1,21),
- Im Sinne von Einladen durch Jesus (z. B. Mk. 2,17) und in den Gleichnissen,
- bei Paulus jedoch immer im Sinn einer göttlichen Berufung zum Glauben an das Evangelium und in die Gemeinschaft mit Gott. Die Gemeinschaft der Berufenen ist die „ekklesia“. Paulus gebraucht Berufung im Sinne einer persönlichen Beauftragung zum Dienst nur im Blick auf sich selbst (z.B. Röm. 1,1; 1. Kor. 1,1).

2.1 Begriffsklärung: Missionar

Um Mißverständnisse zu vermeiden ist es notwendig, zunächst den Begriff „Missionar“ zu klären. Das Wort, das dem heutigen Begriff „Missionar“ am meisten entspricht, ist im Neuen Testament das Wort „apostolos“ = der Gesandte. In Job. 17,20.21 z.B. bezieht Jesus dieses Wort auf sich selbst und in Hebr. 3,1 wird es ebenfalls auf ihn angewandt. Christus ist in einem bestimmten Sinn Gesandter Gottes. Der Begriff findet dann eine besondere Ausprägung im begrenzten Bereich der zwölf Apostel und wird auch verdeutlicht in den verschiedenen Berufungserfahrungen, z.B. Mt. 10; Luk. 5 usw. Die besondere Bedeutung dieser Zwölf, die Augenzeugen des Auferstandenen gewesen sein mußten, wird in Offb. 21,14 bestätigt. Allerdings können wir feststellen, daß im Neuen Testament auch weitere Männer als Apostel bezeichnet werden, z.B. Barnabas in 1. Kor. 9,6, sowie Andronikus und Junias in Röm. 16,7, obwohl diese nicht zum Kreis der Zwölf gehörten. In diesem mehr allgemeinen Sinn ist eventuell auch der Begriff „Apostel“ in Eph. 4,11 gebraucht worden.

Was war nun der besondere Dienst der Apostel? Da sie in Eph. 4,11 neben Evangelisten und Lehrern genannt werden, hatten sie wahrscheinlich einen besonderen Auftrag, den Auftrag der Gemeindegründung in neuen geographischen, religiösen und kulturellen Bereichen. Dies entspricht durchaus dem, was man bisher unter dem Begriff „Missionar“ verstand: Einer, der ausgesandt ist, um über geographische, kulturelle, sprachliche und religiöse Grenzen hinweg gemeindegründend zu wirken.

So darf man sicher in diesem erweiterten Sinn den Begriff Apostel in der Gegenwart auch auf den Missionar im gemeindegründenden Dienst beziehen.

Wie aber vollzogen sich damals Berufung und Führung im Leben der Apostel? Sind ihre Erfahrungen auch auf die Gegenwart übertragbar oder sogar für uns maßgebend?

2.2 Beispiele für Berufung

An drei Beispielen wollen wir zunächst versuchen aufzuzeigen, wie sich im Neuen Testament Berufung und Führung vollzogen haben.

1. Simon Petrus - unmittelbar durch Jesus Christus berufen.

Simon wird zwar durch seinen Bruder Andreas zu Jesus geführt, aber das Entscheidende in seinem Leben geschieht in der unmittelbaren Begegnung mit seinem HERRN und durch dessen direktes Reden, z.B. Joh. 1,41-42; Mk. 1,17; Luk. 5 usw. So verläuft auch das Gespräch nach der Auferstehung in Joh. 21,15, in dem er vom HERRN die Bestätigung seines Aposteldienstes erhält. Selbst in Apg. 10 empfängt Petrus noch einmal ein direktes Wort des HERRN, dem er Gehorsam leistet, indem er sich zu Kornelius, dem Heiden, auf den Weg macht.

Allerdings werden an diesem Beispiel zwei Dinge deutlich: So direkt hat Jesus nur mit den Jüngern und Aposteln während seiner irdischen Wirksamkeit geredet und gehandelt. Von daher müssen wir diese Art von Berufung und Führung als unwiederholbar betrachten. Außerdem können wir im Leben des Petrus kaum unterscheiden was Berufung zum Heil, Berufung zum Dienst und Führung in den Dienst war. So können wir die Berufungen der Jünger kaum als „Modell“ für die Gegenwart betrachten.

2. Der Apostel Paulus - unmittelbare und mittelbare Berufung und Führung.

Nach seinem eigenen Zeugnis hatte der Apostel Paulus eine besonders dramatische Berufungserfahrung (Apg. 9), die nach Apg. 26,14-20 mit seiner Bekehrung vor Damaskus zusammenfällt. Sein „Ja“ zu dieser Berufung liegt also vor, als er allein und ohne Absprache mit anderen die Entscheidung trifft, nach Arabien zu gehen (Gal. 1,16-17). Diese Tatsache wird leider oft zitiert, um eine ausschließlich individuelle Berufung zu rechtfertigen. Man bedenkt dabei nicht, daß es sich hierbei nicht um eine Berufung handelte, sondern um eine sehr persönliche Führung, in die „Stille“! Die Führung des Apostels zum Dienst in Antiochien erfolgt auf eine sehr einfache Art durch Barnabas (Apg. 11,22-26).

In Apg. 13,1-3 wird uns dann berichtet, daß Barnabas und Saulus im Kreis der Propheten und Lehrer (Ältestenschaft der Gemeinde) abgesondert werden zu einem Dienst, zu dem sie bereits berufen waren und in dem sie sich bereits bewährt hatten. In der Gemeinde Antiochien erfolgt demnach die Bestätigung der persönlich erfahrenen Berufung durch die Ältesten. Was hier berichtet wird, ist nicht die Berufung des Apostels in den „Missionsdienst“, sondern die Konkretisierung seiner Berufung durch die Sendung.

Im Dienst des Apostels und seiner Mitarbeiter wird das Wort „berufen“ noch einmal in Apg. 16,10 gebraucht. In einem Gesicht erscheint dem Apostel ein mazedonischer Mann und bittet: „Komm herüber und hilf uns!“ Daraus schließt die Missionsmannschaft, daß „sie berufen seien, dort das Evangelium zu predigen“. Obwohl hier das Wort „berufen“ gebraucht wird, erkennen wir, daß es sich hier um eine besondere Führung handelt. Zwar werden die Pläne des Apostels korrigiert, seine Berufung wird jedoch nicht in Frage gestellt.

3. Timotheus - mittelbare Berufung.

Wie uns in Apg. 16,3 berichtet wird, beginnt der Missionsdienst des Timotheus damit, daß der Apostel Paulus „wünscht, daß er mit ihm auszöge“. Wir erfahren nicht, ob bei Timotheus eine vorherige Berufungserfahrung vorlag, sondern nur, daß er in den Gemeinden Lystra und Ikonium „ein gutes Zeugnis hatte“. Wichtig scheint mir jedoch in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß in 1. Tim. 4,14 von der Handauflegung der Ältesten gesprochen wird und in 2. Tim. 1,6 von der Handauflegung durch den Apostel Paulus selbst. In beiden Fällen erinnert der Apostel seinen jungen Mitarbeiter nicht an eine mögliche Berufungserfahrung, sondern an die Gaben, die ihm durch die Handauflegung anvertraut worden sind. Obwohl im Verlauf seines weiteren Dienstes Timotheus nicht auf eine Berufungserfahrung verweisen kann, wie etwa der Apostel Paulus, ist auch in der großen Gemeinde Ephesus nicht an seiner Berufung und geistlichen Autorität gezweifelt worden. Man hatte höchstens Bedenken im Blick auf seine Jugend (1. Tim. 4,12).

Wir fassen zusammen:

- Berufung ist im Neuen Testament zunächst immer Berufung zum Heil in Jesus Christus und in die Gemeinschaft seiner Gemeinde. Sie ist zugleich, aufgrund der vom Heiligen Geist gegebenen Gaben, Berufung zu einem Dienst und zur Mitarbeit.
- Es gibt weder im Alten noch im Neuen Testament ein Berufungsschema. Gott beruft auf vielfache Art und Weise und entspricht dabei der Mentalität und der Situation des Menschen und der Gemeinde. Von daher sind individuelle Berufungserfahrungen möglich.
- Nach dem Neuen Testament ist die besondere Berufung immer Auftrag zu einem bestimmten Dienst aufgrund von entsprechenden Begabungen (1. Kor. 12 und 14; Röm. 12; Eph. 4) und nicht so sehr Ruf in ein bestimmtes Land oder an einen bestimmten Ort. Ich halte diese Unterscheidung für wichtig. Sie machte es dem Apostel Paulus und seinen Mitarbei-

tern in Kleinasien möglich, die Korrektur und Führung des Heiligen Geistes anzunehmen, ohne an ihrer Berufung zweifeln zu müssen (Apg. 16,6-10). Gott gibt sicher auch Berufungen in ein bestimmtes Gebiet, im allgemeinen ist es jedoch wichtig, zwischen Berufung und Führung zu unterscheiden.

- Notwendig ist jedoch stets die Bestätigung einer persönlichen Berufung durch die Ältesten der Gemeinde oder durch einen Kreis von erfahrenen Christen, die bereit sind, in dieser Frage Verantwortung wahrzunehmen. In der Sendung handelt die Gemeinde als „Instrument des Heiligen Geistes“ und bestätigt durch diese Indienstnahme Gottes Berufung und Führung.
- Die Informationen über Bedürfnisse und Nöte bestimmter Völker oder Gebiete, z.B. das Wort des Mazedoniers „Komm herüber und hilf uns“, waren für den Apostel und seine Mitarbeiter nicht die Berufung, sondern eine Weiterführung zum Dienst in ein neues, „unerreichtes“ Gebiet. So können bestimmte Nöte oder personelle Bedürfnisse eine Hilfe sein, Gottes Führung zu erkennen; sie sind jedoch nicht die eigentliche Begründung einer Berufung.

2.3 Inhalt der Berufung

Was beinhaltet im Neuen Testament die Berufung zum „Missionsdienst“?

Bei Jesus bedeutet es:

- „Bei IHM sein“ (Mk. 3,14), d.h. eine tiefe persönliche Beziehung.
- „Alles verlassen“ (Mt. 4,18-22 und Lk. 5,11), d.h. Nachfolge!
- Sendung in den Dienst unter Verzicht auf menschliche Sicherheiten (Mt. 10,1-42 und Lk. 10,1-12)
- Jesus gibt Vollmacht für die Aufgabe (Mt. 10,7.8).
- Verfolgung und Leiden im Dienst (Mt. 10, 16-22.30).

Bei Paulus:

- Die Christusbeziehung (Apg. 9,5; Phil. 1,21 und 3,7-14; Apg. 9,11).
- Sendung und Auftrag (Apg. 22,21 und 20,24).
- Leiden um Christi willen (Apg. 9,15; 1. Kor. 4,10-13; 2. Kor. 4,7-11 und 6,3-10)
- Diener und Sklave sein (Apg. 20,17-25; 2. Kor. 4,5; Rö. 1,1; Phil. 1.1)

Gerade die Inhalte neutestamentlicher Berufung sind heute eine besondere Herausforderung – nicht nur für die „Berufenen“, sondern für alle, die für ihre Ausbildung, Zurüstung und Entsendung verantwortlich sind.

II. Kirchen- und missionsgeschichtliche Entwicklungen

Hier möchte ich nur auf einige Entwicklungen hinweisen, deren Auswirkungen bis in die Gegenwart hineinreichen.

Bereits mit dem Beginn des *Mönchstums* im 3. Jahrhundert vollzieht sich eine Einengung des Begriffes Berufung auf Einsiedler und später auf die Mönche und ihre Orden. Noch stärker ist die Veränderung, die durch die „Konstantinische Wende“ erfolgt. Mit den wachsenden Volkskirchen verliert der allgemeine Ruf zum Heil im Sinne der missionarischen Verkündigung seine Bedeutung, und die Berufung wird nur noch als Berufung in den „geistlichen Stand“ verstanden, während alle anderen dem Stand der „Laien“ angehören. Zugleich jedoch sind nun die Mönchsorden für viele Jahrhunderte die Träger der Mission.

Mit der *Reformation* und insbesondere durch Luther erfährt der Begriff der Berufung eine weitere entscheidende Veränderung. In seinem Bemühen, das „Zwei-Klassen-Christum“ von „Geistlichen“ und „Laien“ zu überwinden, betont er die Berufung in den Beruf bzw. Stand, dessen Ausübung ebenfalls „Gottesdienst“ ist! Damit ist der Christ „berufen“ zum Handeln und zum Dienst in Ehe, Familie und Beruf innerhalb der Schöpfungs- und Erhaltungsordnung Gottes. Diese Gleichsetzung von Berufung und Beruf und damit „Stand“ findet eine gewisse Zuspitzung in der lutherischen Orthodoxie. So kann Erdmann Neumeister, Hauptpastor an St. Jakobi in Hamburg und Gegner des Pietismus Anfang des 18. Jahrhunderts folgenden Liedvers dichten: „Vor Zeiten hieß es wohl: Geht hin in alle Welt. Jetzt aber: Bleib, wohin dich Gott gestellt.“

Die so ganz andere Entwicklung im *deutschen Pietismus* ist uns bekannt. Den Vätern des Pietismus ging es nicht nur um den persönlichen Glauben d.h. Bekehrung, sondern auch um die Auswirkungen des Glaubens in Diakonie und Mission. So wurde der Pietismus zum eigentlichen Initiator der deutschen evangelischen Mission. Der Begriff der Berufung erhält hier wieder seine ursprüngliche Bedeutung, besonders in der Dänisch-Halleschen Mission und innerhalb der Herrnhuter Brüdergemeine. Die Missionare dieser Missionen folgten nicht einer individuellen Berufung, sondern wurden durch Menschen „berufen“, so z.B. Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau durch August Hermann Francke und Rektor Lange. Die Tagebuchaufzeichnungen Ziegenbalgs machen dies sehr deutlich. Diese Berufungen

durch geistliche Führer und die örtliche Gemeinde bzw. Gemeinschaft waren möglich aufgrund der bei den Verantwortlichen und der Gemeinde vorhandenen Sicht für Mission und der daraus resultierenden Verantwortung hierfür.

Eine ganz andere Entwicklung vollzieht sich etwa 100 Jahre später durch den englischen Baptistenprediger und Schuhmacher William Carey (1761-1834). Auf der Jahreskonferenz des Baptistenbundes 1891 versucht er vergeblich, die Delegierten von der Verantwortung für die Mission zu überzeugen. Dies gelingt ihm jedoch ein Jahr später mit seiner Schrift „Eine Untersuchung über die Verpflichtung der Christen, Mittel für die Bekehrung der Heiden anzuwenden“. Allerdings übernahm nicht – wie von ihm gefordert – der Bund die Verantwortung, sondern es wurde für diese Aufgabe die „Baptist Missionary Society“ gegründet. Somit delegiert erstmals eine Kirche bzw. ein Gemeindebund die Verantwortung für Mission an eine *Missionsgesellschaft*. Obwohl dies eine gewisse Notlösung war, folgen fast alle Kirchen in den nächsten Jahrzehnten diesem Beispiel. Damit liegt auch die Verantwortung für die Berufung und Sendung der Missionare nicht mehr bei der Gemeinde und ihren Ältesten bzw. Leitern, sondern es wird von den „Kandidaten“ eine individuelle Berufung bzw. Berufungserfahrung erwartet. Dies entspricht ganz der kulturellen und gesellschaftlichen Situation jener Zeit, in der man die Einzelpersönlichkeit und ihre Entwicklung als das „wertvollste Gut“ betrachtete. Außerdem waren dies die Jahre, in denen Interessengruppen begannen, Vereine zu gründen: Die Mehrzahlen der Missionen waren bzw. sind von ihrer Rechtsstruktur her Vereine.

Wenn bei den Missionsgesellschaften der verschiedenen Kirchen bzw. Gemeindebünde doch noch eine starke, wenn auch oft unverbindliche Beziehung zwischen Gemeinden und Missionaren bestand, so verliert diese durch die Gründung der „China Inland Mission“ durch Hudson Taylor (1832-1905) im Jahre 1865 noch weiter an Bedeutung. Denn in diesen „*Glaubensmissionen*“ liegt nun auch die finanzielle Versorgung in der Verantwortung des einzelnen Missionars oder der Missionarsgemeinschaft nach dem Vorbild des Waisenhausvaters Georg Müller in Bristol. Bei aller positiven Wertung dieser Missionen und der neuen Impulse, die sie der Missionsbewegung gaben, muß doch auch dieser Aspekt gesehen werden.

Eine etwas andere Entwicklung begegnet uns innerhalb der „*Brüdergemeinden*“ (Open Brethren) und ihrem ersten Missionar, dem Zahnarzt Anthony Norris Groves (1795-1853). In diesen Gemeinden wird zwar auch die finanzielle Abhängigkeit von Gott betont, der Missionar jedoch von einer Gemeinde ausgesandt, die sich geistlich und finanziell für ihn verantwortlich weiß.

So kam es in der gesamten Missionsbewegung zum sogenannten „*Freiwilligkeitsprinzip*“, das auch heute weithin praktiziert wird. Einzelne Personen melden sich aufgrund einer Berufungserfahrung bei einer Mission oder auch Bibelschule, oft ohne eine entsprechende Empfehlung einer Gemeinde. Nach erfolgter Ausbildung und eventuell einer Kandidatenzeit ist es die Verantwortung der Missionsgesellschaft, Berufung, Eignung und Bewährung des Missionskandidaten zu beurteilen, oft wiederum ohne Beteiligung der Heimatgemeinde des Kandidaten. Meist ist es dann die Aufgabe des Kandidaten, einen *Freundeskreis* aufzubauen, der die Aufgabe der geistlichen und finanziellen Unterstützung übernimmt.

Allerdings ist zu beobachten, daß in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten die Frage nach der Verantwortung der Gemeinde für die Mission und damit auch für den Missionar an Bedeutung gewonnen hat. Hervorgerufen wurde dies z.T. durch die im ökumenischen Bereich 1961 vollzogene Integration von Kirche und Mission, die sich jedoch im Bereich der einzelnen Gemeinde konkret kaum ausgewirkt hat. Ein Umdenken in dieser Frage kann seit einigen Jahren auch im evangelikalen Bereich beobachtet werden. Dabei darf man sicher nicht vergessen, mit welchen Schwierigkeiten Missionsbewerber, die aus dem Bereich der Landeskirchen kommen, konfrontiert werden. In den Freikirchen, in denen örtliche Gemeinden weithin selbständig sind, sind die Bedingungen für eine solche Verantwortung in der Mission weit positiver.

Die Frage der Berufung wird gegenwärtig aber auch von den in vielen Missionsgesellschaften praktizierten *Kurzeinsätzen* tangiert, für die man unterschiedliche Einteilungen vorgenommen hat. Die Dauer solcher Einsätze reicht von sechs Monaten bis zu zwei Jahren. Dabei entstehen eine Reihe von Fragen, z.B.: Für welchen Zeitraum des Dienstes muß eine Berufung erwartet werden? Welche Vorbereitung bzw. Ausbildung ist für einen solchen Einsatz erforderlich? Kann eine solche Person als Missionar bezeichnet werden? Auf diese und andere Fragen können wir leider an dieser Stelle nicht eingehen.

III. Konsequenzen und Fragen

Es besteht ein grundlegender Unterschied zwischen den Berufungen im Alten Testament, d.h. im Volk Israel, und den Berufungen innerhalb der neutestamentlichen Gemeinde. In Israel wurden die Propheten von Gott berufen, um mit der Botschaft von Gericht und Gnade im eigenen Volk zu wirken; sie waren zum eigenen Volk gesandt. Im Neuen Testament dagegen erfolgt die Sendung der Apostel, z.B. von Paulus und Barnabas, durch den Heiligen Geist und die Gemeinde (Apg. 13,1-3) in die Welt. In der Apostelgeschichte

werden Barnabas und Saulus erst nach der Aussendung in Antiochien als Apostel (Gesandte = Missionare) bezeichnet. Wurden sie durch ihre Berufung, ihre Entsendung oder durch ihre Tätigkeit zu „Gesandten“? Timotheus war mit Paulus zusammen gemeindegründend tätig, wird aber nicht als Apostel bezeichnet. Warum nicht? Wer ist in diesem Sinne darin heute Missionar? Jeder, der als Christ oder innerhalb einer Mission oder Kirche im Ausland tätig ist, wenn auch nur für wenige Jahre? Oder nur der gemeindegründend arbeitende Langzeit-Missionar?

Welche Bedeutung haben in diesem Zusammenhang die Berufungsinhalte des Neuen Testaments im Blick auf geistliche Reife, Gottesbeziehung, Opferbereitschaft, Verzicht und Demut im Leben der Missionskandidaten? Wer beurteilt diese? Wie werden in dieser Hinsicht die bekannten „vier B's“ (bekehrt, begabt, berufen und bewährt) heute interpretiert und gefüllt? Welche Berufung ist für uns heute die entscheidende? Die objektive Berufung durch die Gemeinde oder die subjektive – oder erwarten wir beide?

Eine letzte Bemerkung zum Programm unserer Tagung: Wie wir gesehen haben, hatte in der Apostelgeschichte die Gemeinde eine starke Mitverantwortung bei der Berufung und Sendung der „Missionare“. Ist uns aufgefallen, daß wir in den Arbeitsgruppen über Missionsgesellschaften, Heimatleitungen, Feldleitungen usw. sprechen, daß es jedoch keine Arbeitsgruppe zum Thema „Die Verantwortung der Gemeinde“ gibt? Ist dies symptomatisch für unsere Situation?

Ich schließe mit einem Zitat des von uns allen geschätzten Prof. Dr. George W. Peters :

Die zwischen Kirchen und Missionsgesellschaften bestehende Kluft ist eine völlig abnorme Entwicklung in der Geschichte der Kirche. Deshalb haben wir heute so viele missionslose Kirchen (Gemeinden) und so viele kirchenlose (gemeinde-lose) Missionsgesellschaften.

Dies gilt sicher auch heute im Blick auf die Theologie und die Praxis der Berufung im Bereich der Mission!

Konrad Brandt

Ausbildung, Vorbereitung und Weiterbildung

Wenn wir über die Bildungsfrage in der Mission nachdenken wollen, müssen wir zunächst die Identifikation eines Missionars klären. Wer oder was ist ein Missionar? Ein Missionar ist ein Botschafter Gottes, der im Namen Jesu unter der Leitung des Heiligen Geistes zur Verherrlichung Gottes lebt und arbeitet. Ein Missionar ist ein Gesandter mit der Botschaft von der Versöhnung der Menschheit mit dem lebendigen Gott durch seinen Sohn, Jesus Christus. Es ist das Ziel eines Missionars, Menschen zur Umkehr und zur Annahme dieser Frohen Botschaft zu ermutigen, ihnen nach Leib, Seele und Geist beizustehen und sie in die Gemeinde Jesu einzugliedern. Die Aus- und Weiterbildung des Missionars ist seit der Wahl der Jünger und ihrer Ausbildung zu Aposteln und Missionaren durch *den* Missionar aller Zeiten, Jesus Christus, ein viel diskutiertes Thema. Ohne Frage war der Völkerapostel Paulus ein theologisch gebildeter Missionar.

1. Die Bildungsgrundlage für den Missionar

Die breit gefächerte Aufgabenstellung für den Missionar erfordert einen Fixpunkt außerhalb der sich ständig ändernden Problemstellung dieser Welt. Die Tagesordnung eines Gesandten kann nicht von den Verhältnissen im jeweiligen Land und seiner Religion, Moral, Kultur oder Politik bestimmt werden. Ein Missionar lebt auch nicht allein von Angebot und Nachfrage, quasi „soziales Engagement für sozialen Bedarf“. Weil der Missionar eine Botschaft im Auftrag Gottes zu verkündigen hat, befindet sich das Zentrum seiner Ausbildung und seiner Dienstanweisung im Wort Gottes.

Nur eine wirklich in Gott zentrierte Schau der Bibel ist in der Lage, uns die richtige Richtung zu geben und uns vor irgendeiner Form des Humanismus - individuell, sozial, ekklesiologisch oder kosmologisch - zu bewahren. In unseren Tagen ist die evangelikale Missionswissenschaft in ebenso gefährlicher Weise ekklesiozentrisch und anthropozentrisch geworden, wie sie vormals soteriozentrisch war. Alle diese Betonungen sind falsch zentriert und unheilsam.¹

Es war George Peters, der von Anfang an Missionare und Dozenten der Freien Hochschule für Mission (FHM) auf diese Mitte verpflichtete. Darum steht die FHM hinter dem Statement des Columbia Biblical Seminary (CBS) in

¹ George W. Peters, Gemeindegewachstum, 1982, S. 33f.

der Columbia International University (CIU), mit dem sie auf akademischer Ebene verbunden ist.

Es ist die Aufgabe der Columbia International University, Gott durch Ausbildungsprogramme zu verherrlichen, die die Kirche unterstützen, die Völker dieser Generation zu evangelisieren und zu Jüngern zu machen. Die Programme tragen bei zum Wachstum in biblischer Kompetenz, in der geistlichen Festigung und in dienstlichen Fertigkeiten, mit besonderem Nachdruck auf biblische Autorität, auf echten christlichen Lebensstil und auf Weltevangelisation.²

Der in allen Veröffentlichungen wiederkehrende Begriff „akademisch“ ist aus berechtigtem Anlaß vielen Gläubigen in evangelikalen Gemeinden suspekt. Waren es nicht die hoffnungsvollen Ansätze bibeltreuer Ausbildungsstätten, die durch das Streben nach dem akademischen Grad verdorben wurden? Wir erinnern uns an das von Friedrich von Bodelschwingh im Jahre 1905 gegründete Theologische Seminar in Bethel, das dem Geist der modernen Theologie widerstehen sollte und heute als Theologische Hochschule auf der liberalen Seite zu finden ist.³

Wir stellen dankbar fest, daß es in Deutschland eine ganze Reihe von evangelikalen Seminaren und Bibelschulen gibt, die vom Zentrum des Glaubens her arbeiten. Hinter ihnen steht eine Schar von Betern in Kirche, Freikirche und Gemeinschaftsbewegung. Letztere weiß sich im Gnadauer Verband dem Erbe des Pietismus verpflichtet.⁴ Darum hält auch die AEM daran fest: Missionare, die als Botschafter die Grenze in eine andere religiös geprägte Kultur überschreiten, benötigen eine solide biblische Bildungsgrundlage, die auf das Zentrum der Heiligen Schrift weist, die Verherrlichung Gottes. Ein Auftritt im Namen Jesu, wie er ohne Menschenfurcht, aber in großer Gottesfurcht geschieht, läßt sich nur auf dieser Grundlage realisieren.

II. Das bildungsorientierte Handeln der ersten evangelikalen Missionare

August Hermann Francke (1663-1727)⁵ ist als pietistischer Theologe und Pädagoge in die Kirchengeschichte eingegangen. Nicht nur seine Studenten, sondern auch seine Bibelstundenbesucher wurden in die griechische Sprache eingeführt, um das Neue Testament in der Grundsprache lesen zu können. Zwei seiner Schüler in Halle wurden als erste evangelische Missionare an

² CIU/CBS Mission Statement.

³ ELTG 1992, Bd.1, S. 160 „Ausbildung, theologische“.

⁴ Kurt Heimbucher, Dem Auftrag verpflichtet, 1988, S. 92-97.

⁵ Erich Beyreuther, Geschichte des Pietismus, Stuttgart 1978, S. 123ff.

den sendenden dänischen König Friedrich IV vermittelt und 1705 nach Indien gesandt: Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau.⁶ Ziegenbalg begann drei Jahre nach seiner Ankunft in Südindien, das Neue Testament in die Tamilsprache zu übersetzen. Zur gleichen Zeit predigte er in der Landessprache des Südens und verfaßte danach eine Grammatik und ein Wörterbuch mit 40.000 Wörtern. Bis zu seinem ersten und einzigen Erholungsaufenthalt im Jahre 1714 übersetzte er auch das Alte Testament bis zum Buch Ruth und den Kleinen Katechismus von Martin Luther. Christian Friedrich Schwartz (1726-1798) war ein weiterer Student Franckischer Prägung. Mit 23 Jahren wurde er nach Indien gesandt und kannte Tamil dank der guten Vorarbeit von Ziegenbalg bereits vor seiner Ausreise. Er beherrschte Englisch und Portugiesisch und lernte in Indien sowohl Persisch als auch Hindi.⁷ William Carey (1761-1834) ist als dritter bildungsorientierter Missionar Indiens zu nennen. Als Engländer reiste er 1793 mit der Ostindischen Kompanie von England nach Bengalen und übersetzte das Neue Testament in Bengali. 1806 wurde der gelernte Schuster, der eine außerordentliche Sprachbegabung und Lehrgabe hatte, Professor für drei indische Sprachen, und zusammen mit einem Mitarbeiterstab übersetzte er Teile der Bibel in 44 verschiedene indische, chinesische und weitere asiatische Sprachen.⁸

In der Marburger Mission haben wir zur Zeit einen Missionar mit ähnlicher Begabung, der in der theologischen Fakultät der Payap Universität von Thailand als Dozent für Altes Testament ein Vakuum füllen konnte und mit einem CBS M.A. und seiner außergewöhnlichen Lehrgabe die volle Anerkennung genießt.

III. Ursprung und Überwindung der bildungsfeindlichen Haltung der Evangelikalen

Der ehemalige Direktor des Johanneums, Johannes Berewinkel, befaßt sich in einem Beitrag über die Theologie der Gemeinschaftsbewegung u.a. mit der kritischen Haltung des Kirchengeschichtlers Paul Fleisch, der zu Anfang unseres Jahrhunderts feststellte,

daß unter den Führern der (Gemeinschafts-)Bewegung eine starke Abneigung gegen jede Theologie herrschte, die der in der Bewegung dominierenden, massiven

⁶ Horst R. Flachsmeier, Geschichte der evangelischen Weltmission, Gießen 1963, S. 125ff.

⁷ AaO. S. 172ff.

⁸ AaO. S. 185ff.

Laientheologie widersprach, eine Abneigung freilich, die zum Teil auch auf eigener Verständnislosigkeit für theologisches Denken beruhte.⁹

Der pietistisch geprägte Theologe Dieter Lange bestätigt dieses Phänomen in der Zeit zwischen den Weltkriegen: „Eine ausgesprochene Abneigung und Interesselosigkeit gegenüber theologischen Sachfragen verbreitete sich innerhalb der Gemeinschaftsbewegung.“¹⁰ Die Ursache für eine gewisse Bildungsfeindlichkeit unter den Pietisten ist meiner Ansicht nach in der Liberalisierung der Wissenschaft zu suchen, die den Ansatz bibeltreuer Forschung ablehnt und zum Teil lächerlich macht. Die berühmten biblisch fundierten pietistischen Theologen, wie Spener, Francke, Johann Albrecht Bengel, Adolf Schlatter, Julius Schniewind, Karl Heim und viele andere beweisen eigentlich das Gegenteil von pietistischer Bildungsfeindlichkeit.

Verfolgen wir die Spur in der Missionswissenschaft zurück bis zum ersten deutschen Missionstheologen, Gustav Warneck (1834-1910), entdecken wir in ihm einen Pädagogen, der als „Erzieher der Kirche zur Mission“ galt und das Studium der Mission von der Volksschule bis zur Universität propagierte.¹¹ Er tat dies auf dem Hintergrund einer biblisch begründeten Missionsauffassung nach Markus 16,15, mit der er seine Missionstheologie und seine Missionsapologetik untermauerte. Hans Kasdorf macht uns auch mit dem „Pfadfinder der Missionswissenschaft“, Karl Graul (1814-1864), vertraut, der von Anfang an das Ziel verfolgte, „die feindlichen Brüder“ – WWissenschaft und Mission - miteinander zu versöhnen.¹² Diese „Feindschaft“ wurde durch das langsame Zusammengehen von Kirche und Mission eher verschärft, weil der Missionsgedanke immer stärker vom ökumenischen Gedankengut bestimmt wurde und zusätzlich zur Bibelkritik auch die Missionskritik hinzu kam. Heute gilt das „Missionszeitalter nach Canberra“.¹³ Dort hat man sich darauf geeinigt, daß Matthäus 28,18 nun heißen muß, daß wir Missionare in die ungerechten Strukturen und nicht in andere Länder entsenden.¹⁴

An dieser Stelle möchte ich den Einsatz zweier Missionswissenschaftler würdigen, die mit der FHM und der AfeM stets gemeinsam genannt werden müssen, Peter Beyerhaus und George Peters. Peter Beyerhaus hat zur Genüge bewiesen, daß die bildungsfeindliche Haltung überwunden ist. George

⁹ Paul Fleisch, Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland, Leipzig 1912, S.296 in „Pietismus und Neuzeit“ Bd.15, Schwerpunkt: Die Gemeinschaftsbewegung, Göttingen 1989, S.98.

¹⁰ Dieter Lange, Eine Bewegung bricht sich Bahn, Gießen 1979, S.133f.

¹¹ Hans Kasdorf, Gustav Warnecks miss. Erbe, Gießen 1990, S.43.

¹² Aa0. S.67.

¹³ 7. Generalversammlung des Weltkirchenrates in Canberra, Australien, 7.-20.02.1991 in International Bulletin of Missionary Research, Vol. 15, No.3, July 1991, S.98.

¹⁴ Material der Kammer für Mission und Ökumene, EKKW.

Peters hat uns gelehrt, wie die bildungsfeindliche Haltung immer wieder neu überwunden werden kann. Beide haben zusammen mit allen Dozenten an der FHM daran gearbeitet, daß der Bildungsnotstand im evangelikalischen Bereich der Mission überwunden wird.

Doch auch von anderen Theologen wird der Versuch zur Versöhnung unternommen. Der verstorbene Missionstheologe David Bosch sah eine Wende, „einen Paradigmenwechsel“¹⁵ (Missionsmodellwechsel) in der anbrechenden Spiritualität voraus. Nach Jostein Gaarder bedeutet der Begriff „Paradigmenwechsel“ eine „grundlegende Veränderung des wissenschaftlichen Denkens“¹⁶. David Bausch hoffte auf eine neue Missionsbewegung, auf ein neues Missionsverständnis. Ich fragte in Nairobi seine Frau Anämie nach der Grundtendenz seiner theologischen Haltung. Er wäre, so antwortete sie mir, nach kurzer Abkehr vom pietistischen Denkansatz zuletzt doch wieder zur biblisch reformatorischen Grundlage zurückgekehrt. Dietrich Werner versucht als jüngster deutscher Missionstheologe eine vermittelnde Rolle einzunehmen, wenn er Mission in alle Lebensbereiche setzt und damit das Thema aus dem verhärteten Bereich der Theorie in die Praxis überleitet, um so den Dialog neu anzuregen. Werner greift den Gedanken von David Bosch auf, wenn er schreibt:

Ein Paradigmenwechsel von Mission deutet sich auf systematisch theologischer Ebene dort an, wo es zu einer Umorientierung von einem vorrangig christologisch orientierten Denkrahmen der *Missio Dei* hin zu einem pneumatologisch akzentuierten, trinitätstheologisch voll ausgebildeten Verständnishorizont kommt.¹⁷

Werner fährt an anderer Stelle fort:

Der Zusammenhang zwischen Identität und Kontextualität missionarischer Präsenz ist danach sachgemäß nur dann recht zu verstehen, wenn man ihn im Verhältnis von christologischer und pneumatologischer Dimension im Verständnis der *Missio Dei* begründet. Zu einer These verdichtet bedeutet dies: Die pneumatologische Dimension der *Missio Dei* sichert und begründet die Kontextualität missionarischer Präsenz.¹⁸

Faszinierend ist ohne Frage der Ansatz zu einer grenzüberschreitenden Spiritualität, wo alte Verhaltensmuster und Feindbilder abgebaut werden sollen. Mission mitten im Leben - alles wird missionarisch geprägt. Es war bereits in

¹⁵ David J. Bosch, *Transforming Mission*, New York 1991, S.398.

¹⁶ Jostein Gaarder, *Sofies Welt*, München 1993, S.547. Ich habe Gaarder zu Rate gezogen, weil die mir zur Verfügung stehenden Lexika den neuen Modebegriff in der Wissenschaft noch nicht berücksichtigen.

¹⁷ Dietrich Werner, *Mission für das Leben - Mission im Kontext*, Rothenburg 1993, S.386.

¹⁸ AaO. S.391.

„idea“ zu lesen, wie Dietrich Werner der AEM die Hand bietet zu gemeinsamer Aktion mit dem EMW.¹⁹

Obwohl bei uns sofort der evangelikale Einwand gegenüber der typisch ökumenischen Haltung kommen muß und die Gefahr des Synkretismus von Canberra und anderen Orten deutlich wird, sollten wir das Gespräch nicht beenden, bevor es begonnen wurde. Wir dürfen als Evangelikale die Diskussion nicht nur den Ökumenikern untereinander überlassen, damit wir nicht das Bekenntnis zur biblisch reformierten Lehre vernachlässigen und darüber hinaus als bildungsfeindlich abgestempelt werden.

IV. Der Missionar darf sich dem Bildungsbedarf nicht verschließen

Es ist der Verdienst von Lienhard Pflaum, der 1978 George Peters nach Bad Liebenzell eingeladen hat, um „im Aufbau eines Studienprogramms für eine Missionsakademie mitzuhelfen. Die AEM wollte deutschsprachigen Missionaren die Möglichkeit zur Fortbildung geben und Erlangung eines akademischen Grades für sie anstreben.“²⁰ Wir können im evangelikalen Bereich mit Recht von einem Paradigmenwechsel im Bereich der Bildung sprechen. Wohlweislich geschah dies nicht mit einem Paukenschlag, denn der akademische Grad war vielerorts nach wie vor suspekt. Es war George Peters, der mit seiner ehrfürchtigen Haltung dem Wort Gottes gegenüber Missionskandidaten wissenschaftliches Denken lehrte. Mein Aufenthalt in Columbia mit dem Abschluß M.A. hat diesen anderen Bildungsweg in der Ehrfurcht vor dem lebendigen Gott bei sauberer wissenschaftlicher Arbeit unterstrichen.

Inzwischen haben die Anforderungen in einigen Missionsländern bestätigt, daß die AEM eine richtige Entscheidung getroffen hat. Die Gebiete, die bisher in erster Linie von nordamerikanischen und britischen Missionaren mit einem international anerkannten Grad abgedeckt wurden, stehen nun auch AEM Missionaren offen. Es gibt jetzt eine ganze Reihe von deutschen Dozenten an internationalen Ausbildungsstätten. Ebenso finden wir geachtete deutsche Mitarbeiter aus dem evangelikalen Bereich in kirchlichen Instituten des Auslands. Ein Gespräch mit dem Dekan des bekannten theologischen Seminars in Nairobi, Kenia, der Nairobi Evangelical Graduate School of Theology (NEGST), Earle Bowen, zeigte mir deutlich die Chance einer akademischen Zukunft für diejenigen, die die Voraussetzungen für einen Ph.D.,

¹⁹ „idea spektrum“ Nr.40/95, S.6.

²⁰ Hans Kasdorf/Klaus W. Müller (Hg.), Bilanz und Plan: Mission an der Schwelle zum Dritten Jahrtausend, Bad Liebenzell 1988, S.41.

D.Theol. oder D.Min. mitbringen. Der Amerikaner sagte, daß sie sich wegen ihres akademischen Images nur noch promovierte Dozenten leisten könnten, da sonst ihre internationale Akzeptanz gefährdet wäre. Auf den Missionarskonferenzen in Asien, Afrika und Südamerika kann man, wenn man die Rednerlisten betrachtet, ebenfalls nur von einer Fehlanzeige von deutscher Seite aus sprechen. Die Redner, die ich auf diesen Konferenzen erlebte, waren Männer der Missionspraxis, Männer der Seelsorge, Männer mit einer Lehrgabe aus Indien, England und Nordamerika. Diese Länder bieten eine gute Weiterbildung für Missionare im Missionsland. Da die Missionsakademie in Hamburg mit Männern wie Walter Freytag, Martin Pörksen u.a. der Vergangenheit angehört, sollte die FHM im Verbund mit CIU und in Zusammenarbeit mit bibeltreuen Dozenten deutscher Prägung diese Rolle der Weiterbildung stärker übernehmen und weltweit einen deutlichen Akzent setzen.

Im 1995/96 ACADEMIC CATALOG des Columbia Biblical Seminary finden wir in der Kursbeschreibung 27 mal den Hinweis „Offered only at Körtal, Germany“. Dies ist ein Beweis für den entscheidenden Beitrag, der durch den Dekan des Externen Studienzentrums Körtal, Hellmuth Egelkraut, und die Dozenten der Fakultät geleistet wurde. Weltweit stellen wir fest, daß ein gehobenes Anforderungsprofil die Qualität der Ausbildung bestimmt. Dieser Bildungsbedarf ist und bleibt die Herausforderung in der AEM und ihren Einrichtungen.

V. Die Gefahr der Chancengleichheit in der Bildung

Natürlich hat uns der Bildungsbedarf und der dadurch entstandene Bildungshunger Probleme bereitet, die von Skeptikern als Beweis für einen falschen Weg ausgewertet werden können. Auch Evangelikale können zu ungeistlichen Trendsettern werden, wenn der Hochmut um sich greift oder wenn nur noch von Imagepflegern im Ausland die Tagesordnung im Ausbildungsprogramm bestimmt wird. Was mir der Dekan von NEGST anvertraute, kam mit einem Unterton des Bedauerns bei mir an. Ungeistliches Verhalten zieht sehr leicht ungeistliche Reaktionen nach sich. Wissenschaftliche Qualifikation ohne geistliche Qualität und Reife hat stets den Weg zum unbiblischen und schließlich liberalen Verhalten vorbereitet. Es kann darum nicht sein, daß das Curriculum ausschließlich von außen bestimmt und unkritisch angenommen wird. Es kann auch nicht sein, daß der Lehrplan dem Bedürfnis der Studenten angepaßt wird. Die Umfragen, die mir zur Verfügung standen, sind für mich einerseits ein Spiegel des Bildungsbedarfs, andererseits aber auch ein geistliches Barometer der Studentenschaft. Wir werden darum sehr sorgfältig

zu prüfen haben, aus welchem Geist gewisse Forderungen kommen und können uns nicht nur nach dem richten, was man wünscht.

In Gesprächen mit Missionsleitern wurde ich auf die Gefahr der Verkopfung unter den Missionaren hingewiesen, die wir ernst zu nehmen haben. Wer eine Chancengleichheit anstrebt, senkt nicht nur die Bildungsqualität, sondern öffnet Tor und Tür für eine einseitige Ausbildung von Missionaren. Wir sollten darum nicht müde werden, die Vielfalt in der Bildung zu betonen und Menschen nach ihren Fähigkeiten zu einer maßgeschneiderten Ausbildung zu verhelfen. Bildung und Persönlichkeit müssen in ihrer Ausstrahlung übereinstimmen, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen wollen. Im Gespräch erklärte mir ein Seminarleiter, daß das betreffende Seminar bewußt bei der Ausbildung von Evangelisten und Predigern bleibe, weil die Kraft zur Forschung nicht ausreiche. Das Lehrerkollegium arbeitet darum unbeirrt an einer qualifizierten theologischen Ausbildung, die der Gemeindepraxis dient. Dies dürfte auch uns in der AEM ermutigen, die ganze Breite der Ausbildung anzubieten, sei es akademisch oder in der Form der Fortbildung ohne einen theologischen Grad. Es wird auf uns alle in der AEM und ihren Einrichtungen ankommen, ob diese Überzeugung glaubwürdig vertreten wird, damit ein jeder nach seiner Gabe zur richtigen Entscheidung ermutigt wird und damit wahrhaft dienen kann (1. Petr. 4,10).

Die Kommission für Mission der World Evangelical Fellowship hat sich dieses Themas angenommen und unter dem Titel „Internationalizing Missionary Training - A Global Perspective“ einen Sammelband mit William David Taylor herausgegeben, der diese brennenden Fragen aufwirft und behandelt.²¹ Aus der Buchbeschreibung:

Das Buch konzentriert sich auf das Ziel einer effektiven missionarischen Schulung. Die westlichen Missionare tendierten dazu, den Schwerpunkt auf formelle Ausbildung zu legen, was die Zahl der Bibelschulen, christlichen Colleges und Theologischen Seminare bezeugt, die alles anbieten vom B.A. bis zum Ph.D. in Missiologie. Aber das Interesse, wie es die nicht-westlichen Leiter aus Asien, Afrika, Latein Amerika usw. zum Ausdruck bringen, bietet eine Alternative. Ohne den Beitrag der formellen Ausbildung abzulehnen, sind die meisten der neueren Schulungsprogramme einer größeren Ausgeglichenheit zwischen formaler, nonformaler und informeller Ausbildung gewidmet.

²¹ William David Taylor (Hg), *Internationalizing Missionary Training - A Global Perspective*, Grand Rapids/Exeter 1991.

VI. Der aktuelle Bildungsweg für Missionare in der Vorbereitung

Die Entwicklung im Bereich der FHM Studenten zeigt ganz deutlich, daß wir uns der neuen Herausforderung stellen müssen und eine begleitende Funktion für berufssuchende Studenten übernehmen, die von den theologischen Ausbildungsstätten außerhalb der AEM und deren angeschlossenen Werken zu uns kommen. Während das SMF früher Missionare aufnahm, um sie missionstheologisch weiterzuführen, haben wir es heute vermehrt mit unerfahrenen Missionskandidaten zu tun. Es hat sich im Laufe der Jahre herausgestellt, daß die akademische Ausbildung an der FHM nicht den Bedarf der Missionsgesellschaften abdeckte, die selbst keine Möglichkeiten haben, ihren Kandidaten mit der Praxis im Missionsland vertraut zu machen. Eine Schulung dieser Art lohnt sich erst ab einer gewissen Größenordnung. In beiden Fällen zeigt sich ein Bildungsvakuum in der praktischen Vorbereitung zum Missionsdienst.

Schließlich zeigt sich ein weltweiter Handlungsbedarf auf diesem Gebiet, wenn Missionare aus Fernost mit der gleichen Begeisterung wie Unkenntnis in die Nähe der gut vorbereiteten Missionare des Westens kommen und zu Konkurrenten werden, weil ihnen z.B. niemand gesagt hat, daß nicht das Geld Menschen zu Jesus rufen darf, sondern nur der Geist Gottes. Andererseits haben diese Missionare eine unbekümmerte Haltung, die manche festgefahrene und in Richtigkeiten erstarrte Missionsmannschaft wieder flott machen könnte. Bevor wir uns als Mitglieder der AEM auf internationales Parkett wagen, sollten wir vielleicht versuchen, eine nationale Lösung zu finden und gemeinsame praxisbezogene Schulungszentren für Missionskandidaten schaffen. Wenn auch im SMF noch längst nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft sind, dann kann diese Art der Vorbereitung wahrscheinlich nur von Missionspraktikern vorgenommen werden. Ich möchte darum mit einer Liste von Stichwörtern Anregungen zum Nachdenken geben, die sowohl für akademisch wie nicht akademisch ausgebildete Missionare von Bedeutung sind:

- Ich entdecke einen weit verbreiteten Mangel an Verständnis füreinander, der auf mangelndes Verstehen zurückgeführt werden kann. Dieser Mangel ist interessanterweise unter Missionaren gleicher nationaler und sprachlicher Herkunft oft noch größer als im Umgang mit einheimischen Mitarbeitern.
- Desweiteren entdecke ich einen weit verbreiteten Mangel an internationalem Verständnis. Die Identität des Missionars nach neutestamentlichem Vorbild muß besser eingeübt werden. Konkret: *NN in Christus in XY*

(Phil. 1,1). Man vergleiche dazu die Identität des Paulus, die Rainer Riesner in seinem Exkurs „Das römische Bürgerrecht des Paulus“ ausführlich darstellt.²²

- Der Umgang mit Streß unter Missionaren ist ein weiteres aktuelles Thema, das nicht in der Theorie verhaftet bleiben darf und nicht nur - aber auch - aus psychotherapeutischer Sicht behandelt werden sollte.²³ Hilfen aus der Praxis können von großer Bedeutung sein.
- Die ganzheitliche Mission im Umgang mit arm und reich, hoch und niedrig ist ein weiterer Themenkreis, der nur in Verbindung mit Theorie und Praxis ausgewogen dargestellt werden kann.
- Die Identifikation mit der eigenen Mission als deren Teilhaber dürfte ein weiteres lohnendes Thema für ein effizientes Arbeiten sein.
- Der Umgang mit Spenden und Spendern schließt sich dem gleich an und bedarf einer geistlichen Aufarbeitung. Koinonia als Anteil geben und Anteil nehmen (nach 2. Kor. 8f).
- Die Frage nach Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der Missionarsgemeinschaft bedarf auch stets der Klärung. Ich reiste kürzlich mit dem Slogan: Ich bin gekommen, die Ungerechtigkeit einigermaßen gerecht zu verteilen.“
- Der Umgang mit den Missionskandidaten und Neuen zwischen unwürdigem Bemuttern und ungeistlicher Gleichgültigkeit. Die Erfahrung von damals bremst heute.
- Der Umgang mit der Zeit. Prioritäten setzen und höflich absagen können. Rechenschaft abgeben als Folge verantwortlichen Handelns.
- Schulung in non-verbaler Kommunikation und Gemeinschaft.

Diese Wunschliste weckt gewiß Assoziationen und sollte ihre Ergänzung finden. Gewiß gibt es über den einen oder anderen Punkt bereits brauchbare Hilfen, die nur neu entdeckt und für suchende Missionsleiter und helfende Dozenten zur Verfügung gestellt werden müßten. Wichtig ist und bleibt der praktische Ansatz der durch Fallbeispiele und Rollenspiele in einem größerem Kreis vermittelt werden könnte.

²² Rainer Riesner, Die Frühzeit des Apostel Paulus, Tübingen 1994, S. 129ff.

²³ Kelly O'Donnell (Hg), Missionary Care, Pasadena 1992.

VII. Schlußgedanke

Nach dem alt bekannten Grundsatz sollten wir in der Missionsarbeit das eine tun und das andere nicht lassen. Wir sollten auf der Ebene der Bildung alles einsetzen, um Gaben zur vollen Entfaltung zu bringen, sowohl in der Theorie und wissenschaftlichen Forschung als auch im praktischen Unterricht, der aus der Praxis gespeist wird. Wir sollten mit aller Entschiedenheit der Einseitigkeit und der damit verbundenen Bevorzugung wehren. Ganzheitliche Mission erfordert ganzheitlich orientierte Missionare.

Unser Herr der Mission, Jesus Christus, hat die evangelikale Missionsbewegung in Deutschland zu einer Einheit im Geist wachsen lassen, in der sich jeder mit seinem speziellen Auftrag geborgen und verstanden wissen darf. Lassen Sie uns auf allen Ebenen, in der AEM, in der FHM und im AfeM daran arbeiten, daß wir im Bereich der Bildung alles daran setzen, damit diese Einheit erhalten bleibt. Alles zur Ehre Gottes.

Detmar Scheunemann

Weiterbildung von Missionaren - Beobachtungen eines Studienleiters

Das Durchschnittsalter des Missionars und der Missionarin, die 1996 ihren Missionsdienst beginnen, beträgt 33 Jahre, im Unterschied zum Alter von 28 Jahren in den 50er Jahren. Das zeitliche und inhaltliche Volumen der Ausbildung ist größer geworden und geschieht oft auf akademischer Ebene. Das bringt in vermehrter Weise die Herausforderung mit sich, das erarbeitete biblischtheologische, anthropologische Wissen in die Lebenssituation der Menschen in Asien, Afrika, Südamerika und im entchristlichten Europa zu übersetzen und das Evangelium relevant und verständlich im Spannungsfeld zwischen den alten Traditionen und dem sich wandelnden modernen Denken in Asien, Afrika und Südamerika zu verkündigen. Dieses Umsetzen von Theologie und kulturbezogenem Studium ist die eigentliche Herausforderung für die missionarische Weiterbildung im ersten und zweiten Einsatzterm und den darauffolgenden Heimataufenthalten.

Fünf Beobachtungen zum Thema möchte ich anführen.

I. Gemeinde und Evangelium in einer anderen Kultur

Fragen des interkulturellen Gemeindebaus und der Ekklesiologie in der 3. Welt sind weithin aufgearbeitet worden. Sie stellen sich aber in neuer Brisanz im Gemeindebau in Rußland und Zentralasien. Wir stehen mitten in den Auseinandersetzungen über den Power Encounter mit dämonischen Mächten beim Aufbau neuer Gemeinden. Es gibt auch noch keine umfassenden Studien über Erweckungsbewegungen in Asien, Afrika und Südamerika. Dieses wichtige Thema muß noch einen Platz in der Weiterbildung der Missionare finden. Um das Thema „Persönliche Evangelisation in einer anderen Kultur“ ist es seltsam ruhig. Missionare sprechen es nicht an. Viele beruflich in nichtchristlichen Kulturen tätige Christen haben keine Zurüstung bekommen, wie man in einer anderen Kultur einen Menschen zu Jesus führt. Der Fortbildungskurs zum Thema „Gewissen“ tut hier einen guten Dienst, Verständnis für die Funktion des Gewissens in anderen Kulturen zu entwickeln.

Offensichtlich sind auch Defizite im Bereich „Evangeliumsverkündigung in anderen Kulturen“, und zwar nicht so sehr in der Darbietung des Evangeliums, als viel mehr was seinen Inhalt angeht: Gesetz und Evangelium ist ein

Dauerbrenner, da in vielen Kulturen die Gemeinde in der zweiten Generation in ein gesetzliches Verständnis des Evangeliums zurückfällt, besonders dann, wenn die persönliche Bekehrung und Wiedergeburt durch den Heiligen Geist nicht mehr zentral verkündigt wird. Missionare sind schwach im eigenen biblischen Verständnis der unsichtbaren Welt. Das wurde in verschiedenen Kursen im Seminar für Missionarische Fortbildung (SMF) an der FHM deutlich. Seitdem predigen und lehren Missionare über Engel, Geister und Dämonen. In einem Kurs über die Verkündigung der Auferstehung Jesu auf dem Hintergrund von Animismus, Islam, Hinduismus und Buddhismus wurde deutlich, wie wenig Verständnis der Missionar heute für die Jenseitsvorstellungen der Menschen jener religiösen Systeme hat. Das korrespondierte mit Defiziten in der biblischen Lehre über das Weiterleben der Seele nach dem Tode. Oft werden sich Missionare dieser Defizite in der Weiterbildung bewußt, so daß diese hier einen wichtigen Dienst zu tun hat.

II. Der Lernprozeß der heutigen Missionargeneration

Die heutige Generation von Missionaren ist nicht leicht zu lehren. Nicht, daß sie nicht lernen wollte, vielmehr ruft die Art und Weise und die Methodik des Lehrens oft Probleme hervor. Wie können Missionare im Sprachstudium zugleich auch die Kultur ihres Einsatzlandes kennenlernen? Hier kann ein Lernprogramm mit konkreten Aufgaben die Lösung sein, denn dieses bringt dem neuen Missionar gezielte, hautnahe Erfahrungen in der Kultur. Er kann sie reflektieren und dann mit einem erfahrenen Missionar besprechen. So wächst das Verständnis für die Kultur, die Bereitschaft, sich anzupassen und parallel dazu die Akzeptanz in der Kultur. All das sind wichtige Voraussetzungen für eine in der Kultur eingebettete Verkündigung des Wortes Gottes. In der Praxis könnte dieser kulturelle Lernprozeß so aussehen - wobei die folgenden Aufgaben nur als Beispiele anzusehen sind:

- Erforsche Leben und Lebensumstände eines verheirateten Mannes, einer verheirateten Frau, eines jungen Mannes, einer jungen Frau, eines Teenagers und eines Kindes. Welches sind ihre Nöte, Probleme, Freuden und Leiden, die sie für das Verständnis gewisser Teile des Evangeliums vorbereiten.
- Erforsche die Struktur einer einheimischen Familie und die Beziehungen der verschiedenen Familienmitglieder zueinander.
- Finde die verschiedenen äußeren Erscheinungsformen der Religionen heraus und versuche, den Glauben dahinter zu verstehen.
- Welches Schulsystem herrscht im Lande? Erforsche Leben und soziale Stellung eines Lehrers.

- Erforsche die Bevölkerungsgruppierungen in der Stadt oder in einem Teil der Stadt. Erkunde unerreichte Bevölkerungsgruppen. Welche Gemeinden gibt es? Wie sieht ihr geistliches Leben aus?
- Erforsche den Ablauf einer Beerdigung, ihre Bedeutung für Familie und Umwelt und Möglichkeiten, die Hoffnung des Evangeliums auf natürliche Art und Weise weiterzugeben.

III. Das Beziehungsgeflecht des heutigen Missionars

Das Beziehungsgeflecht des heutigen Missionars ist komplizierter geworden. Das Scheitern von zwischenmenschlichen Beziehungen auf dem Missionsfeld ist der häufigste Grund, warum Missionare vorzeitig heimkehren. Nicht nur junge Missionare, sondern auch ältere erwarten Hilfe in den Kursen des SMF, wie sich dieses Beziehungsgeflecht nicht frustrierend und entmutigend, sondern bereichernd und hilfreich für Person und Arbeit des Missionars auswirken kann.

Da ist zunächst das Beziehungsgeflecht auf der mitmenschlichen und Mitarbeiterebene. Der deutsche Missionar ist heute oft Mitarbeiter in einer multinationalen Missionsgemeinschaft. Er arbeitet mit Amerikanern, Asiaten, englisch und „kontinental“ geprägten Missionaren zusammen. Er arbeitet mit reifen oder jungen einheimischen Christen zusammen. Er lebt in einem nichtchristlichen Umfeld und hat oft einheimische, nichtchristliche Projektarbeiter zu beaufsichtigen. Seine persönliche Beziehung zu Gott und die Orientierung am Wort Gottes gibt ihm die Möglichkeit, dieses Beziehungsgeflecht mit geistlichem Leben in der Hitze des Alltags zu erfüllen. Dazu bedarf es einer tiefen Willigkeit, voneinander zu lernen, kultureller Verstehenshilfen und viel praktizierter Vergebung.

Ein weiteres Beziehungsgeflecht existiert auf der Leitungsebene. Der heutige Missionar arbeitet oft unter einheimischer Kirchenleitung, neben der Feldleitung, die meist einer angelsächsischen Partnermission angehört. Dazu kommt seine deutsche Missionsleitung. In vermehrtem Maße hält heute auch die Leitung der Heimatgemeinde des Missionars direkten Kontakt zur Person und Arbeit ihres Missionars. Der Möglichkeiten zu Mißverständnissen und Verwirrungen sind also viele. Auf der anderen Seite haben wir hier praktizierte Gemeinschaft der weltweiten Gemeinde Jesu, die ER durch Sein Blut erkaufte hat. Die von Jesus praktizierte und vorgelebte Servant-leadership (Joh. 13) ist nicht nur Vorbild für einheimische Leiter, Feld- und Missionsleiter, sondern innewohnende Möglichkeit durch den Heiligen Geist. Ein weites Feld von praktischer und geistlicher Fortbildung!

IV. Seelsorge unter Missionaren

Der Ruf nach Seelsorge ist unter Missionaren unvermindert stark. Die Antwort liegt offensichtlich nicht im Besuchsdienst erfahrener Seelsorger auf den Missionsfeldern, auch nicht in den Seelsorgekursen am SMF als solchen, sondern in der Zurüstung und Ausbildung, daß Missionare sich untereinander seelsorgerlich helfen. In der besonderen Situation des Lebens in anderen Kulturen und der Zusammenarbeit mit Menschen aus anderen Kulturen haben Erkenntnisse der Psychologie, Einsichten der Tiefenpsychologie und Ergebnisse der Verhaltensforschung zunächst nur eine begrenzte Bedeutung, wenn auch Vergangenheitsbewältigung für das Zusammenleben von Missionaren eine Rolle spielt. Es geht hier vielmehr um eine geistliche Zurüstung zur Seelsorge aus dem Worte Gottes, aus den Gnadengaben und aus der persönlichen Gemeinschaft des Missionars mit Gott, wobei Einsichten der Psychologie unter der Leitung des Heiligen Geistes angewandt werden. Oft wird gesagt, daß Missionare, die heute aufs Missionsfeld kommen nicht mehr so stark belastbar sind. Das hat seine Gründe. Der Hintergrund, auf dem sie Christen geworden und dann dem Ruf in die Mission gefolgt sind, macht sich gerade in der kritischen Einlebensphase des ersten Terms bemerkbar. Aber Gottes Gnade reicht aus. Dazu kommt, daß Persönlichkeits-schulung in vielen Bibelschulen nicht mehr geleistet wird. Auch praktische Arbeit wird in Bibelschulen kaum noch durchgeführt. Die Frage ist auch relevant: Was bleibt nach einem Gemeindepraktikum „unterm Strich“? Leider fehlt in vielen Gemeindepraktika die persönliche, korrigierende Begleitung des Pastors. Diese Lücken in der Vorbereitung werden dem jungen Missionar, der akademisch gerüstet in den Dienst geht, meistens in den ersten Jahren seines Missionsdienstes bewußt. Wenn er sie nicht verdeckt und kompensiert, ist ein Aufarbeiten dieser Defizite möglich.

Der nächste Schritt in der seelsorgerlichen Fortbildung der Missionare ist die Schau, einheimische Pastoren, Älteste und wenn möglich Frauen für die Seelsorge in ihren Gemeinden zuzurüsten, wobei der Jugend- und Eheseelsorge eine herausragende Priorität zukommt.

V. Vorzeitige Heimkehr von Missionarsfamilien

Was nützt es, wenn Missionare Sprachen gut gelernt, ein sensibles Verständnis für die Kultur entwickelt, sich in ihren Defiziten fortgebildet haben und einen fruchtbaren, in der einheimischen Bevölkerung akzeptierten Dienst tun, viele von ihnen aber wegen der Schulausbildung ihrer Kinder gerade dann in die Heimat zurückkehren, wenn ihre fruchtbaren Jahre begonnen haben. Wir versuchen, dieses Problem in dem Kurs „Die Missionarsfamilie

zwischen den Kulturen“ anzugehen. Es ist ein kompliziertes Problem, weil es keine generellen Lösungen gibt. Dies sind die Teilprobleme, an denen es zu arbeiten gilt:

- Biblisch fundierte Einsichten über den Platz der Familie in der missionarischen Berufung vermitteln.
- Kinder sollen nicht Opfer des Dienstes ihrer Eltern werden, sondern vielmehr persönlich gesegnet, bereichert und fürs Leben zugerüstet werden. Wie kann das geschehen?
- Die verschiedenen Möglichkeiten für die Schulausbildung sollten von Anfang des Missionsdienstes an sorgsam studiert und für die einzelnen Kinder erwogen werden, wobei es zwischen robusten und sensiblen Kindern zu unterscheiden gilt.
- Erwachsene Missionarskinder und ältere Missionarsehepaare (auch aus anderen Missionen) sollten bei der Lösung der Schulfrage zu Rate gezogen werden.
- Die Finanzierung von Ausbildungswegen von Kindern, deren Eltern im Missionsdienst stehen, muß bei der Mission Vorrang haben.

Es gibt Missionarsfamilien, die wegen der Schulausbildung ihrer Kinder in die Heimat kommen, aber nach rund zehn Jahren wieder auf ihr Missionsfeld zurückkehren, wenn ihre Kinder auf eigenen Füßen stehen. Ihre Zahl ist aber im Vergleich zu denen, die trotz guter Gesundheit und Welcome in ihrem ehemaligen Missionsland nicht wieder ausreisen, sehr klein. Hier stellt sich die Frage: Was tun wir im SMF und was tun Missionsgesellschaften, um diese erfahrenen Missionare wieder in Bewegung zu bringen?

VI. Fortbildungsangebot an der FHM und Inanspruchnahme

Und zum Schluß soll noch ein kurzer Überblick über das Fortbildungsangebot an der FHM im Seminar für Missionarische Fortbildung gegeben werden.

Das Jahr 1995 hatte seine Höhepunkte in folgenden Kursen:

- | | |
|---|---------------|
| • Seelsorge unter Missionaren | 30 Teilnehmer |
| • Das Gewissen in scham- und schuldorientierten Kulturen (Elenktik) | 22 Teilnehmer |
| • Seelsorge auf dem Missionsfeld | 20 Teilnehmer |
| • Die Missionarsfamilie zwischen den Kulturen | 16 Teilnehmer |

- Zusammenarbeit auf dem Missionsfeld und Gebrauch von Medien 11 Teilnehmer
- Missionar und Leitung 20 Teilnehmer (davon waren ca. die Hälfte Missionsleiter).

Andere Kurse fanden Interesse, wie

- Medizinische Mitarbeiter 9 Teilnehmer
- Gemeinde und Kontext 7 Teilnehmer
- Verkündigung 7 Teilnehmer
- Erweckung und Evangelisation 7 Teilnehmer

Einige thematisch eigentlich wichtige Kurse waren schwach belegt, wie

- Mission in Stadtgebieten 5 Teilnehmer
- Missionsstrategie und Management 5 Teilnehmer
- Hilfe für junge Kirchen, eigene Geschichte zu schreiben 2 Teilnehmer,

und folgende Kurse mußten leider aus mangelndem Interesse ausfallen:

- Engel, dienstbare Geister Gottes
- Evangelisation unter Juden
- Zurüstung für den „Zeltmacherdienst“ auf dem Missionsfeld
- Fotografieren und Gestaltung von Tonbildschauen
- Soziale Gerechtigkeit als Forderung des gnädigen Gottes: Amos
- Hermeneutik.

Die Gesamtteilnehmerzahl belief sich auf 173 Teilnehmer. Im Schnitt hatten wir pro durchgeführtem Kurs 11,5 Teilnehmer. Aufgrund unserer Umfrage haben wir unser Programm so weit wie möglich den Bedürfnissen der Missionare angepaßt. Das bedeutet, daß wir unser Kursangebot auf 27 Kurse erweitert haben.

Davon sind	4	Dreiwochen-Kurse
	2	Zweiwochen-Kurse
	21	Einwochen-Kurse (bzw. 4-Tageskurse).

Bis 1/1996 wurde das Angebot mit Interesse angenommen. Ab Frühjahr 1996 aufgenommen wurden die Themen:

- Die unverheiratete Frau und ihr Dienst auf dem Missionsfeld
- Power Evangelisation - territoriale Mächte als Herausforderung
- Evangelisation und Sonntagsschularbeit unter Kindern in anderen Kulturen
- Gemeindebau in Osteuropa
- Lehren in anderen Kulturen
- Gemeindeaufbau im deutschsprachigen Bereich
- Mission und Gemeindebau im zusammenwachsenden säkularisierten Westeuropa

Johannes Triebel

Der Missionar als Lernender und Forscher

Obwohl es im sogenannten Missionsbefehl heißt: „Gehet hin ... und lehret sie ...“ (Matth. 28, 19f), wählte die Rogate-Aktion des Evangelischen Missionswerkes in Hamburg vor etlichen Jahren den Slogan „Gehet hin ... und lernet“. Trotz dieser scheinbar antibiblischen Formulierung halte ich die Aussage für richtig und zwingend notwendig. Das mir gestellte Thema unterstreicht das. Für jeden Missionar muß es zuerst heißen: „Geh hin und lerne“, oder du bist kein Missionar, und du kannst kein Missionar sein. Wer auf das Missionsfeld geht - und das liegt nicht nur in Übersee, sondern auch vor der Haustür -, um dort lehren zu wollen, muß zunächst einmal ausschließlich lernen. Und das Lernen hört nicht auf, auch wenn man dann dereinst lehrt. Wer nicht bereit ist zu lernen, bleibe lieber zu Hause, denn ohne die Bereitschaft zu lernen, und zunächst nur zu lernen, richtet ein Missionar mehr Schaden an, als daß er nützt. Nur wer lernen will, kann später einmal lehren. Nur wer hinhört und zuhört, wird auch gehört werden. Nur wer selbst hilflos war (und ist) und als solcher von seiner Umgebung erlebt wurde, kann anderen helfen.

Der Berliner Missionar Christian Schumann schreibt 1916 in einem Rückblick auf 25 Jahre Missionsarbeit im Süden Tanzanias, nachdem er kurz auf die Mühen des Sprachenlernens eingegangen ist:

Wir haben sehr bald, etwa nach einem Jahr, angefangen, von Gott zu den Leuten zu reden. Das ist nach meiner heutigen Ansicht zu früh gewesen. Man schadet durch zu schnelles Verkünden des Wortes mehr, als daß man nützt. Man züchtet falsche Anschauungen, und es fordert viel Zeit, bis diese falschen Anschauungen wieder ausgemerzt sind.¹

Was hier für die Situation der Pioniermission gesagt wird, gilt in ähnlicher Weise auch heute für Missionare, die in bestehenden Kirchen mitarbeiten. Es gilt ebenso für sogenannten Kurzzeitmissionare und „Traktatverteil-Missionare“ und macht die ganze Problematik dieser Einsätze deutlich.

¹ Christian Schumann, Bilder aus der ersten Zeit unserer Missionsarbeit im Kondeland, in: Beiblatt zur AMZ Nr. 7, Juli 1916, 54.

I. Der Missionar als Lernender

Jeder Missionar ist also zunächst ein Lernender. Warum? Ein Kennzeichen des Missionars ist es, daß er aus einer ihm bekannten Welt und Umgebung in eine ihm mehr oder weniger fremde Welt und Umgebung eintritt. Er wird zum Fremdling und braucht Orientierung. Er muß sich die ihm fremde Welt Stück für Stück, Schritt für Schritt erschließen, sie wahrnehmen, dann kennenlernen und schließlich verstehen lernen. Denn erst dann kann er etwas von seinem Anliegen vermitteln und feststellen, ob er selbst verstanden wird. Im Bild gesprochen heißt das: Erst muß er den oder die richtigen, passenden Schlüssel finden, um die Tür von der Fremdlingschaft zum Heimischen aufschließen zu können. Oder weiter im Bild noch treffender: Er muß erst herausfinden, d.h. lernen, wie ein Hausherr bewegt wird, die Tür zu öffnen: durch ein Klingelzeichen, durch Klopfen oder wie in Ostafrika durch das „Hodi“-Rufen oder eben mit einem Schlüssel, der mir anvertraut wurde. Um im Bild zu bleiben, kann ich noch weiter fragen: Stehe ich überhaupt vor der richtigen Tür? Muß ich die Haupttür benutzen oder ist der Kücheneingang angemessen? Oder ist wie in vielen Stadthäusern Deutschlands die Haustür schon längst offen, und ich muß sie nur aufstoßen, denn die eigentlich verschlossene Tür ist die Wohnungstür? Ich muß also lernen, welche Türen ich auf welche Art öffnen kann. Und nur wenn diese Türen behutsam und kulturgemäß geöffnet werden, kann der Missionar in der neuen Umgebung heimisch werden, nur dann kann seine Botschaft einheimisch werden, kann Inkulturation und Kontextualisierung gelingen. Wer diese Tür gewaltsam öffnet oder aufbricht, ist ein „Einbrecher“, der nicht willkommen geheißen wird, sondern immer ein Eindringling bleibt, dem man mißtrauisch begegnen muß.

Was gilt es also zu lernen? Oder anders gefragt: Was ist der Lerninhalt? Mit einem Wort: Es ist *die Kultur*. Nach Hans-Werner Gensichen ist Kultur „ein Ganzes, in dem verschiedene Komponenten und Ausdrucksformen von bestimmten zentralen Wertvorstellungen zusammengehalten werden, und das alle menschlichen Verhaltensweisen bestimmt.“ Sie hat religiöse Komponenten (ist selbst aber nicht Religion), ist ständigem Wandel ausgesetzt, ist immer Sache einer Gemeinschaft und begegnet in geschichtlich bedingter Vielfalt.² Kultur ist also ein sehr komplexes Phänomen. Kultur ist, wie es der Willowbank-Report als Bericht einer Konsultation der Lausanner Bewegung über Evangelium und Kultur 1978 formuliert,

² Hans-Werner Gensichen, *Mission und Kultur*, München 1985, 117f.

ein zusammenhängendes System von Glaubensformen (im Blick auf Gott, die Wirklichkeit oder die „letzte Sinndeutung“), von Werten (was wahr, gut, schön und maßgeblich ist), von Sitten (wie man sich verhalten soll, in Beziehung zu anderen stehen, reden, beten, sich kleiden, arbeiten, spielen, handeln, pflanzen und essen soll usw.). Kultur ist auch ein System von Einrichtungen, die diese Glaubensvorstellungen, Werte, Sitten zum Ausdruck bringen (...). Dieses System verbindet eine Gesellschaft und verleiht ihr ein Gefühl von Identität, Würde, Sicherheit und Bestand.³

Kultur ist also das umfassende „design for living“, der notwendige Rahmen für jedes Zusammenleben. Missionare sind also Lehrlinge in Sachen Kultur, und zwar in Bezug auf die jeweilige kulturelle Umwelt, in die sie gehen.

An einigen Punkten möchte ich das deutlich machen. Dabei bin ich mir bewußt, daß ich hier sicherlich nichts Neues sage. Dankbar und mit voller Zustimmung möchte ich hier auch auf das Abstract von Friedhilde Stricker in Evangelikale Missiologie Nr. 3/1995 hinweisen, wo sie einen Aufsatz von Tom Steffen: „Keine Vorführung des ‘Jesusfilms’, ... zusammenfaßt.“⁴

1. Die Sprache

Daß das Sprachenlernen zum Missionsdienst dazugehört, leuchtet jedem ein. Ich muß mit Menschen reden können, um die Botschaft des Evangeliums weitersagen zu können. Je besser ich eine Sprache beherrsche, je differenzierter ich mich ausdrücken kann, wichtiger noch: je differenzierter ich verstehe, desto besser kann ich auf die Menschen, denen ich begegne, eingehen. Ein Studium der Sprache, die die Menschen im Alltag sprechen (im Unterschied zu einer Bildungssprache wie Englisch oder Französisch), ist deshalb unverzichtbar.

Die Sprache ist aber nicht nur ein verbales Kommunikationsmedium, sondern gibt tiefen Einblick in die Denkstrukturen von Menschen. Grammatikalische Systeme sind vielfach Spiegelbild philosophischer Systeme. Über die Sprache lerne ich die Denkvoraussetzungen der Menschen kennen. Wenn wie z.B. in vielen Bantu-Sprachen Afrikas die Zeiten der Vergangenheit viel stärker differenziert werden als das Futur, sagt dies auch etwas über das Weltbild und das Zeitverständnis der Menschen aus. Wenn Gegenstände mit einer Vielzahl von Wörtern belegt sind, die jeweils nur geringe Bedeutungsnuancen haben und in der eigenen Sprache eigentlich nur mit einem Begriff wiedergegeben werden können, zeigt dies, daß dieser Gegenstand in der

³ In: Lausanne geht weiter, Neuhausen-Stuttgart 1980, 42.

⁴ em 11/1995, 86-88.

entsprechenden Kultur eine große Bedeutung hat. Sprache ist also ein vielseitiger Schlüssel zum Verstehen der Menschen.

2. Die Lebensweise

Ich muß wissen, wie die Menschen, mit denen ich zusammen bin, ihr alltägliches Leben gestalten, wann und wo man wen trifft, wer wen zu grüßen hat, wen ich als Mann oder als Frau ansprechen darf und wen nicht. Ich muß wissen, was schicklich ist, welche Tabuvorstellungen es gibt. Lebensweisen sind ein weites Lernfeld, das sich vermutlich nur im „learning by doing“ erschließt. Aus Fehlern lernt man sicherlich auch hier am meisten.

3. Wertesysteme

Das Verstehen der Wertesysteme führt einen Schritt weiter. Was hat in einer Kultur einen hohen Stellenwert? Kommt es z.B. darauf an, sich selbst zu profilieren, das eigene Können in den Mittelpunkt zu stellen, Leistung zu erbringen, um anerkannt zu sein, wie es in unserer westlichen Leistungsgesellschaft der Fall ist? Oder ist der Gemeinschaftssinn das alles Bestimmende, hinter dem eigene Interessen, eigenes Können, eigene Gaben zurückstehen müssen? Wenn es immer darauf ankommt, daß der Andere nicht sein Gesicht verlieren darf, muß ich Probleme, Fehler, Fehlverhalten und Straftaten anders angehen als in einer Kultur, wo man solche Dinge direkt ansprechen kann. Bei diesem Lernfeld gilt es herauszufinden, was in der Werteskala weiter oben rangiert und was untergeordnete Bedeutung hat. Ein Beispiel: Ist die in westlichen Evangelisationen praktizierte Form, Entscheidungen für Jesus durch Handheben, Nach-vorn-kommen usw. auszudrücken, auch in einer anderen Kultur angebracht? Mag ein entsprechendes Verhalten etwa nur dazu dienen, dem Evangelisten Erfolg zu suggerieren, damit er nicht enttäuscht ist und sein Gesicht nicht verliert oder um nicht unhöflich zu erscheinen? Mit einer Entscheidung für Jesus hat dies Verhalten dann absolut nichts zu tun. Diese Verhaltensweise andererseits als Heuchelei oder gar als Lüge zu bezeichnen, ist in gleicher Weise ein kulturelles Fehlurteil. Ist der Griff in die Kirchenkasse, um dem Verwandten die Krankenhausrechnung bezahlen zu können, verbunden mit dem festen, ehrlichen Vorsatz, alles wieder zurückzuzahlen, Unterschlagung, Korruption oder Gebot der Familienpflicht? Hier gilt es zu lernen, sehr vorsichtig, umsichtig, einführend zu urteilen und nicht vorschnell zu verurteilen.

4. Entscheidungsstrukturen

Wer darf in einer Kultur Entscheidungen treffen, der einzelne oder nur die Gemeinschaft? Wir kennen diese Problematik von der Frage der Einzel- und Gruppenbekehrung her. Wer ist in der Gruppe der Entscheidungsträger? Wenn wir mit bestimmten Menschen Pläne, Arbeitsvorhaben oder Bauplanungen durchsprechen, kann es sein, daß sie uns zustimmen, um uns nicht zu enttäuschen. Wenn diese Leute aber in ihrer Gesellschaft nichts zu sagen haben, bedeutet ihre Zustimmung gar nichts. Wir müssen erst von den richtigen Leuten angehört werden, die dann Entscheidungen treffen, und das nicht nach unseren Maßstäben oder Zeitvorstellungen, sondern nach denen, die die Gastgeber prägen. Auf diese Zusammenhänge hat Friedhilde Stricker in dem erwähnten Abstract mit aller Deutlichkeit hingewiesen.

5. Religion

Auch hier und vielleicht gerade hier gilt es zu lernen. Wenn ich Menschen das Evangelium bringen will - was nüchtern betrachtet bedeutet: Wenn ich Menschen eine andere Religion (nahe)bringen will, muß ich die alte erst einmal kennen. Ich muß die Sinnzusammenhänge, die innere Logik der anderen Religion verstehen lernen. Ich muß die religiösen Bräuche und Riten und deren Stellenwert für die Menschen, die Gruppe, die Gesellschaft nicht nur keimen, sondern verstehen und ihnen auch mit Achtung und Ehrerbietung gegenüberstehen. Ich habe kein Recht, z.B. in Heiligtümer einzudringen, wenn es mir nicht gestattet wird. „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ (Matth. 7,12). Die Goldene Regel Jesu gilt gerade auch im Umgang mit anderen Religionen. Wenn Menschen das Evangelium verstehen sollen, müssen sie spüren, daß die Boten des Evangeliums sie und ihren Glauben verstehen, mehr noch, daß sie ihn achten und respektieren. Walter Freytag drückt es folgendermaßen aus: „Man hat die andere Religion nicht wirklich verstanden, bevor man nicht von ihren Erkenntnissen in Versuchung geführt wurde“.⁵ Hier liegt sicherlich das schwierigste und tiefste Lernfeld eines Missionars, das aber nichtsdestoweniger durchgearbeitet werden muß. Auch hier gilt, daß ein vorschnelles Urteilen und Verurteilen einer Sache, ein zu schnelles Abstempeln etwa als dämonisch, nicht weiterhilft.

Schließlich ist gerade in diesem Bereich immer wieder die wichtige Frage zu stellen, welche Aspekte, Riten und Bräuche kulturell bedingt sind und sich ohne viel Mühe mit einem christlichen Leben vereinbaren lassen, ja, welche

⁵ Zitiert bei Johannes Triebel, *Bekehrung*, Erlangen 1976, 57.

Aspekte zur kulturellen Identität der Menschen gehören und deshalb für sie unaufgebbar erscheinen. Wenn ich solche Bräuche für mit dem christlichen Glauben nicht vereinbar halte, was biete ich dann als Ersatz an? Ich kann z.B. die Ahnenverehrung nicht einfach verurteilen, verbieten und ausmerzen wollen, ohne zu zeigen, welchen Stellenwert den Ahnen im christlichen Glauben gegeben werden kann, welche Riten und Bräuche hier in der christlichen Gemeinde praktiziert werden können. Die Erfolglosigkeit der Mission, die im großen und ganzen an diesem Punkt konstatiert werden muß, hat hier eine Ursache.⁶ Deshalb muß ich mich immer fragen: Habe ich wirklich verstanden, warum diese Riten für die Menschen so wichtig sind?

6. Die einheimische Kirche

Als letztes Lernfeld möchte ich auf einen Bereich hinweisen, der mit der Zeit immer wichtiger wird: die einheimische Kirche. Aus der Missionsarbeit erwächst eine einheimische Kirche. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß diese Kirche nicht nur ein Abbild der Heimatkirche oder -gemeinde der Missionare ist, sondern wirklich eine einheimische, inkulturierte, mit eigenen Prägungen versehene, der Umwelt angepaßte Kirche.

Wenn ich in dieser Kirche mitarbeiten soll und will, wenn ich als Missionar Mitarbeiter dieser Kirche bin, ist das Verstehen dieser Kirche ein wichtiges, vielleicht sogar das wichtigste Lernfeld. Ungewohnte Entscheidungsstrukturen („Warum wird in Sitzungen nie abgestimmt, sondern nur geredet?“), mir fremde Verhaltensvorschriften für kirchliche Mitarbeitende, die Art und Weise, wie die biblische Botschaft verstanden und ausgelegt wird, können mich verunsichern. Ist das wirklich meine Kirche, zu der ich dazugehöre, dazugehören will und muß? Bin ich bereit, mich der einheimischen Leitung zu unterstellen und ihre Entscheidungen über meinen Arbeitsauftrag, Einsatzort usw. anzuerkennen und ihnen Folge zu leisten? Diese Fragen deuten an, daß hier ein weites und wichtiges Lernfeld vor jedem Missionar liegt, auf dem er sich zu bewähren hat. Nur wer sich als Glied der Gemeinschaft zu verstehen lernt, in die man als Missionar gerufen und gesandt wurde, wird dort seinen Dienst tun können.

Mit anderen Worten: Ich lerne die Kirche, die leitenden Personen, die Gemeindeglieder als die anzunehmen, die ihre eigene einheimische Kirche bauen, die im Unterschied zu mir als Gastarbeiter immer vor Ort bleiben werden und deshalb ihre eigenen Entscheidungen treffen müssen. Wenn ein Missio-

⁶ Vgl. z.B. Theo Sundermeier, *Nur gemeinsam können wir leben*, Gütersloh 1988, 143, zur Lösung des Problems vgl. Johannes Triebel, *Gottesglaube und Heroenkult in Afrika*, Erlangen 1993, 299-305.

nar vergißt, daß er Gast ist, auch langjähriger Gast, wenn er vergißt, daß er nicht Einheimischer ist, auch wenn er meint, die einheimische Bevölkerung und ihre Kultur besser zu verstehen als sie sich selbst, ist es allerhöchste Zeit, in die Heimat zurückzukehren. Denn dann hat er vergessen oder verlernt, Lernender zu sein und zu bleiben.

Ich habe bisher von den Lernfeldern und Lerninhalten gesprochen. Ich möchte jetzt noch kurz auf Lernziele eingehen. Warum muß ich als Missionar all das lernen? Ich lerne, um die Menschen, mit denen ich zusammenlebe und denen ich das Evangelium weitergeben will,

- als Mitmenschen zu verstehen,
- als Partner zu achten,
- als Gegenüber ernst zu nehmen,
- als bessere und vor allem authentische Kenner der Kultur anzunehmen.

Es geht also um die Menschen: Ihnen zuliebe lerne ich. Ihnen will ich nahekommen. Theologisch gesprochen geht es hier um das inkarnatorische Element der Mission. Dem Vorbild des Urmissionars folgend, lasse ich mich auf die neue Umwelt ein, um soweit wie möglich daran teilzuhaben und teilzunehmen. So wie Jesus „den Menschen gleich ward“ (Phil. 2,7) gilt es für den Missionar, den Afrikanern wie ein Afrikaner, den Indern wie ein Inder, dem Städter wie ein Städter, dem Landlosen wie ein Landloser usw. zu werden (1. Kor. 9,19-23). Und um mit Paulus zu sprechen: „Alles aber tue ich um des Evangeliums willen, um an ihm teilzuhaben“ (1. Kor. 9,23). Dieses Lernen ist Teil des Evangeliumsdienstes. Deshalb ist ein Missionar mit Recht immer ein Lernender.

Zum Trost für alle, denen diese Aufgabe zu groß und zu schwer erscheint, möchte ich hier noch einmal Christian Schumann mit seinem Aufsatz von 1916 zitieren. Seinen Rückblick auf 25 Jahre Missionsdienst schließt er mit folgenden Sätzen:

Viel menschliche Schwachheit ist zu buchen, wenn man auf die Zeit seiner Missionsarbeit zurückschaut, aber auch viel göttliche Durchhilfe. Man wundert sich, wenn man auf seine eigene Arbeit schaut, daß es doch gelang, Heiden zu gewinnen. Mission ist Gottes Werk allein. Darum ist in ihr eine Macht, die alles überwindet, darum muß auch der Missionar sich selbst zurückstellen, daß Gott alles machen kann. Je besser er das lernt, je mehr wird er leisten in der Bildung neuer Gemeinden auf dem Heidenfelde.⁷

⁷ Schumann, a.a.O. 64.

II. Der Missionar als Forscher

Das mir gestellte Thema heißt „Der Missionar als Lernender und Forscher“.

Der zweite Teil des Themas kam bisher nur scheinbar nicht in den Blick. Denn bei allem Lernen ist der Missionar zugleich auch Forscher. Wie intensiv er sich allerdings als Forscher versteht und vor allem wie intensiv er seinen „Lernstoff“, seine „Forschungsergebnisse“ dokumentiert, ist sehr unterschiedlich. Hiervon hängt ab, inwieweit er als Forscher im wissenschaftlichen Sinn verstanden werden kann.

Daß Missionare Forscher sind und im Laufe der Missionsgeschichte beachtliche Ergebnisse im Bereich der Linguistik, der Kulturanthropologie, der Soziologie und Religionswissenschaft vorgelegt haben, ist unbestritten. Aber, und das betont Niel-Peter Moritzen in einer Untersuchung zum Thema,

was sie beobachten und erforschen, ist fast immer eng mit den Menschen verbunden, denen ihr Dienst gilt - Sprache, Gebräuche, Geschichte, Kultur, Rechtsvorstellungen und natürlich auch deren Religion... Der Vorteil des Missionars liegt in der Nähe zu den Menschen seines Arbeitsgebietes.⁸

Gerade dieser „Standortvorteil“ ist immens. Welcher Gast oder Gastarbeiter sonst genießt das Vertrauen der Bevölkerung mehr als ein langjährig im Dienst stehender Missionar? Ihm wird Vertrauen geschenkt, wenn und weil er den Menschen Vertrauen schenkt und sie nicht befürchten müssen, ausgehört und durch Forschung als „Forschungsobjekte“ mißbraucht zu werden. Deshalb bleibt die Forschung in diesem engeren Sinne immer eine Nebentätigkeit. Vielfach fehlt dem Missionar eine professionelle Ausbildung z.B. in Ethnologie, so daß er diesbezüglich als Autodidakt arbeitet. Weitere Hindernisse für eine wissenschaftliche Tätigkeit vor Ort sind das Fehlen der einschlägigen Literatur, des Gesprächs mit Fachkollegen und natürlich der Zeit. Es sind leider Ausnahmen, wenn Missionaren die Möglichkeit gegeben wird, sich beispielsweise ein Jahr lang ausschließlich Feldstudien zu widmen.

Dennoch leisten Missionare wichtige und nicht zu unterschätzende Beiträge zur Forschung, wenn man die Missionarsberichte als Primärquellen der Forschung heranzieht. Gerade die Berichte der Missionare in der Pionierphase enthalten für das Verständnis eines betreffenden Volkes, seiner Kultur und Religion wichtige Hinweise. Diese Berichte liegen aber größtenteils noch unausgewertet in den Archiven der Missionsgesellschaften. In letzter Zeit werden sie gerade auch von „säkularen“ Forschern als wichtige Quelle ent-

⁸ Niels-Peter Moritzen, Was treibt und was hindert einen Missionar, religionswissenschaftlich zu arbeiten? in: Der Missionar als Forscher, Johannes Triebel (Hg.), Gütersloh 1988, 161f.

deckt. Aber wir sollten dies Material nicht nur Ethnologen und Religionswissenschaftlern überlassen, sondern gerade auch unter missiologischen Fragestellungen auswerten. Hier tragen wir als Enkel- oder gar Urenkelgeneration eine wichtige Verantwortung für das uns von der Vorvätern anvertraute Erbe.

Aber auch Berichte und Rundbriefe heutiger Missionare sind eine wichtige Quelle für die Forschung. Deshalb sollten Missionare ermutigt werden, ihre Beobachtungen und Erfahrungen genau aufzuzeichnen und denen, die an entsprechenden Themen arbeiten, zur Verfügung zu stellen.

Auf die Probleme, die Feldforschungen von Europäern in anderen Kulturen mit sich bringen, habe ich an anderer Stelle hingewiesen.⁹ Deshalb hier nur ein paar kurze Bemerkungen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß es mindestens zwei bis drei Jahre vertrauensvoller Zusammenarbeit im kirchlichen Dienst bedarf, bis afrikanische Kollegen bereit sind, über Fragen nach der alten Religion und alten Bräuchen offen zu sprechen. Zunächst muß die Vertrautheit miteinander wachsen. Bevor dem überseeischen Mitarbeiter tiefere Einblicke in die alten Traditionen gewährt werden, muß er erst unter Beweis stellen, daß er bereit ist, von den einheimischen Kollegen zu lernen, sich ihnen auch unterzuordnen und daß er wirklich Interesse an den Menschen zeigt.¹⁰ In diesem Zusammenhang verdient die Bemerkung eines afrikanischen Pfarrers in Tanzania Beachtung, die er in einem längeren Gespräch mit mir machte:

Die alten (Berliner) Missionare haben uns wirklich gekannt und über unsere Sitten und Gebräuche sowie unsere alte Religion Bescheid gewußt. Und ihr jungen Mitarbeiter (die ihr in der jetzt selbständigen Kirche mitarbeitet und bereit seid, euch in unsere Kirche einzuordnen) könnt auch viel erfahren. Aber die vielen, die dazwischen kamen, Missionare und andere amerikanische Forscher, die haben nichts von uns gewußt und verstanden. Sie haben viel gefragt, aber wir haben alles mit Ja beantwortet, ganz gleich was es war. Wir haben ihnen nur das gesagt, was sie hören wollten, sonst nichts.¹¹

Eine wichtige Hilfestellung zur Überwindung dieser Schwierigkeiten sind einmal die Berichte von Missionaren aus verschiedenen Generationen, die zu vergleichen sind, und zum anderen die Forschungsberichte der einheimi-

⁹ Vgl. Johannes Triebel, *Der kirchliche Beitrag zur Erforschung traditioneller Religionen in Afrika*, in: *Der Missionar als Forscher*, a.a.O., 166ff; Johannes Triebel, *Gottesglaube und Heroenkult in Afrika*, Erlangen 1993, 54ff.

¹⁰ Johannes Triebel, *Gottesglaube und Heroenkult*, a.a.O., 53. in der ethnologischen Literatur wird deshalb von „teilnehmender Beobachtung“ als „Hauptmethode der ethnographischen Feldforschung“ gesprochen, die immer „ein Unternehmen auf Gegenseitigkeit“ ist.

¹¹ Gespräch am Rande einer Konferenz über Mission und Evangelisation, Vuga/Usambara, September 1978. Zum Problem siehe auch Horst Bürkle, *Missionstheologie*, Stuttgart 1979, 164f.

schen Kollegen. Denn an vielen Ausbildungsstätten in Afrika, Asien, Lateinamerika und im Pazifik werden von den Studierenden Abschlußarbeiten geschrieben, in denen sie theologische Fragestellungen mit dem Kontext ihrer Kultur und dem Umfeld der alten Religion konfrontieren. Hier werden die mündliche Tradition der entsprechenden Völker, ihre Kultur und ihre Religion nicht mehr von Europäern, sondern von Einheimischen selbst festgehalten.

Dazu ein Beispiel aus Tansania. Als Teil ihrer theologischen Ausbildung am Lutheran Theological College Makumira haben die Studierenden für ihre Abschlußarbeiten Feldforschungen durchzuführen. Auf diese Weise sollen sie einerseits durch eigene Beobachtungen und Befragungen Informationen über das Leben und die Gewohnheiten ihres eigenen Volkes in soziologischer, ethischer und religiöser Hinsicht sammeln. Zum anderen sollen diese Ergebnisse dann durch Literaturarbeit vertieft, geordnet und angewandt werden.¹² Dadurch wurde die Hochschule in begrenztem Umfang zu einem Forschungszentrum für den Themenbereich Kirche und Gesellschaft,¹³ das wertvolles Material zur Erforschung traditioneller Religionen zugänglich macht.¹⁴ Ein weiterer Gesichtspunkt, der die Notwendigkeit solcher Forschungsarbeiten unterstreicht, ist der Wunsch, mündliche Traditionen, die jetzt noch zugänglich sind, durch Interviews mit alten Menschen festzuhalten und für kommende Generationen verfügbar zu machen. Auf diese Weise wurden viele religionswissenschaftliche, ethnologische und kulturanthropologische Fakten zusammengetragen, die es sonst so nirgends in schriftlicher Form gibt. Von Nachteil ist natürlich, daß diese Arbeiten Unikate sind, die im Archiv der Hochschule vor Ort eingesehen werden müssen.

¹² Orville Nyblade, Some Issues in Theological Education, in: Africa Theological Journal (ATJ) 9/1980, No.2, 19: „The student is required to develop projects that will involve him in active field work, tying this up with active library work. He seeks to study his milieu not out of books or ethnographs only but also through firsthand guided observation and inquiry. He tests his generalizations his ideas - in fact, his prejudices, against what he actually finds to be the case in his community or the places where he lives. This is then tested under the scrutiny of his peers and of his teachers and provides input into the whole educational process. Through the requirement of a research report, this has been an integral part of the program for the Diploma in Theology of Makerere, of the first degree program at Makumira, and of the first degree program of the Association of Theological Institutions in Eastern Africa that Mekane Yesus Seminary in Ethiopia and St.Paul's United Theological College - Limuru in Kenya are conducting.“

¹³ Vgl. Orville Nyblade, An Idea of Theological Education, in: ATJ 3/1970, 78f: „The theological college would function as a center of research for the Church into matters of Church and society, worship, education, pastoral care and their related theological concerns. In this way it can truly function as a college, as the intellectual center of the Church.“

¹⁴ Die Arbeiten sind in dem der Bibliothek der Hochschule angegliederten Archiv zugänglich. Eine teilweise Auflistung der Arbeiten findet sich bei Howard Olson, Research on Religion, in: ATJ 12/1983, 181-184.

Zur Forschungstätigkeit von Missionaren gehört es deshalb, zu solchen Arbeiten zu ermutigen und sie zu begleiten. Denn hier werden wichtige Informationen gesammelt und weitergegeben, die dann auch in der missiologischen Forschung bei uns Beachtung finden sollten. Hier kann wirklich ökumenisches Lernen praktiziert werden. Die Auswertung solcher Berichte ist heute eine wichtige Aufgabe für den Missionar als Forscher, ganz abgesehen davon, daß er hier zugleich eine Menge für die eigene Arbeit lernen kann.

Forschen und Lernen sind also wesentliche Aufgaben eines Missionars, die mit seinem Auftrag, das Evangelium mit anderen zu teilen, in keiner Weise im Widerspruch oder gar in Konkurrenz stehen. Das „Gehet hin und lernet“ gilt, solange das „Gehet hin und lehret“ gilt.

Bernd Brandl

Feldleitung und Heimatleitung

I. Bemerkungen zu den beiden Begriffen

Schon lange erscheinen mir die Begriffe Heimatleitung oder Feldleitung veraltet zu sein, sie passen nicht mehr so recht zur heutigen Situation. Die strenge Trennung zwischen dem christlichen Abendland und dem heidnischen Missionsfeld kann in Zeiten nicht mehr gelten, wo beispielsweise 70% und mehr der Menschen in den neuen Bundesländern zu keiner Kirche gehören. Aber wenn wir auf dieser Tagung über die Person des Missionars und über das Beziehungsnetz nachdenken, in welchem sich der Missionar bewähren muß, dann haben beide Begriffe und das, was damit gemeint ist, nach wie vor ihre Berechtigung als vorgefundene Realität in Missionen und am Ort der Tätigkeit des Missionars. Deshalb dürfen wir auf solch einer Tagung nicht darauf verzichten, uns mit dem, was hier gemeint ist, auseinanderzusetzen.

Auch aus anderem Grunde ist es gut, sich weiterhin der beiden Begriffe zu bedienen, bis wir vielleicht für die Sache, um die es geht, Besseres gefunden haben: Sie erinnern uns an drei Bereiche, um die es heute gehen soll:

- Geistliche Kampfführung,
- Distanz und wie man sie überwinden kann,
- Leitung und was sie in diesem Zusammenhang bedeutet.

Diese drei Bereiche stecken den Rahmen ab, in welchem sich unsere Diskussion bewegen sollte.

1. Geistliche Kampfführung

Missionsfeld, Feldleiter und Heimat sind Begriffe, die Ähnlichkeit haben mit Begriffen aus der Militärsprache (Schlachtfeld, Front usw.). Dies hilft, uns daran zu erinnern, daß wir als Christen in der Mission in einem geistlichen Kampf stehen und der eigentliche Widersacher nicht der Feldleiter oder die Heimatleitung ist. Paulus spricht im Epheserbrief von der geistlichen Waffentrüstung, die es heißt anzulegen, um gewappnet zu sein gegen die

„listigen Anläufe des Teufels [Diabolos – Durcheinanderbringers]. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Mächtigen und Gewalti-

gen, nämlich mit den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel“ (Eph. 6, 10ff.).

Das gute Funktionieren der inneren Struktur einer Mission ist Voraussetzung für ein gutes Gelingen des Ganzen. Deshalb gibt es so oft Sand im Getriebe, weil der Widersacher uns hier lahm legen kann. Es geht also darum, gerade auch in diesen strukturellen Fragen mit geistlichen Mitteln zu kämpfen, weil wir geistliche Mächte als Widersacher haben. Da existiert eben doch ein Unterschied zum Industriebetrieb, der mit Managementmethoden geführt werden kann.

2. Distanz und wie sie überwunden werden kann

Das Begriffspaar Heimatleitung - Feldleitung setzt eine Distanz voraus: hier in Deutschland die Heimat, dort „draußen“ in Asien, Afrika oder Lateinamerika das Missionsfeld. Sobald es mehr als beispielsweise fünf Missionare irgendwo in einem begrenzten Territorium gibt, haben fast alle Missionen die Notwendigkeit empfunden: Solch eine Gruppe von Missionaren braucht nicht nur eine Heimatleitung, sondern auch eine Feldleitung zur besseren Organisation. Damit ist aber schon ausgesagt, daß sich hieraus Spannungen ergeben: Die Distanz zwischen beiden, Heimat- wie Feldleitung, muß immer wieder überspannt, überbrückt werden. Es geht also um die Aufrechterhaltung von guten, vertrauensvollen gegenseitigen Beziehungen, es geht um eine gut funktionierende Kommunikation. Wie tauschen Heimatleitung und Feldleitung Informationen aus? Dabei ist es wichtig, das Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren: Beide, Heimatleitung und Feldleitung sollen dem Missionar und den Zielen von Gottes Mission dienen, nämlich daß das Evangelium allen Menschen gesagt und Jünger Jesu aus allen Völkern gewonnen werden können.

Heimatleitung und Feldleitung stehen in verschiedenen Beziehungsgeflechten, die das gegenseitige Verstehen oftmals erschweren: Die Heimatleitung steht im Spannungsfeld von Gemeinden, Freundeskreisen und Kultur in Deutschland; die Feldleitung steht im Spannungsfeld von Missionarsgemeinschaft, einheimischer Kirche, Kultur des Gastlandes. Der Feldleitung kommt hier in besonderem Maße eine Vermittlerrolle zu: Sie steht oftmals zwischen Heimatleitung und Missionaren und muß durch die unterschiedlichen Interessen Zerreißproben aushalten. Oft kommt noch hinzu, daß die einheimischen Kirchen nur sehr ungern auf ihrem Territorium eine weitere „Leitung“ wünschen: Der Bischof fühlt sich zuständig für seine Missionare und will direkt mit der Missionsleitung in Deutschland verhandeln; wozu braucht man dann noch einen „Feldleiter“?

3. Leitung und was sie in diesem Zusammenhang bedeutet

Leitung heißt, in einen dynamischen Prozeß einzutreten, der über längere Zeit geht, wobei ein oder mehrere Leiter mit von Gott gegebenen Fähigkeiten und Verantwortung die Gedanken und Aktivitäten einer Gruppe zur Erfüllung von bestimmten Zielsetzungen hin beeinflusst.

Welche Ziele verfolgt die Mission x in dem Land y? Sind die Ziele der Heimatleitung mit der Feldleitung abgesprochen? Sind überhaupt Gesamtziele, Teilziele und spezifische Ziele formuliert bzw. allen klar? Leitung hat etwas mit Planen zu tun: Planen bedeutet das Fixieren von Vorausüberlegungen. Es heißt, im voraus Mittel, Wege und die Zeit festzulegen, wie die Mission auf die beste Art und Weise ans Ziel ankommen kann. Ein Schlüssel zu guter Leiterschaft ist die Fähigkeit, Autorität weise zu delegieren; eine Schlüsselfrage zu dem spannungsvollen Verhältnis von Feldleitung und Heimatleitung ist folgende: Wieviel Autorität hat die Heimatleitung an die Feldleitung delegiert? Dies muß ganz klar abgesprochen sein, um Frustrationen auf beiden Seiten zu vermeiden. Es gibt verschiedene Arten der Leitung: „Im Team leiten“ oder „einer macht an der Spitze alles allein“. Unterschiedliche Leitungsstile rühren oft daher, daß die Leitenden aus unterschiedlichen Generationen stammen. Es kann sein, daß hier Feldleitung und Heimatleitung verschiedenen, sich widersprechenden Leitungsmodellen anhängen. Dadurch können Reibungen entstehen. Wie wird z.B. die Feldleitung gebildet? Wird der Feldleiter von der Heimatleitung bestimmt oder wird er von den Missionaren gewählt?

Leitung in einem Missionswerk bedeutet auch zu fragen: Wie sieht geistliche Leitung aus? Wie verstand Jesus Leitung (vgl. Mt. 20, 25-28)? Jesu Vorbild ist die Fußwaschung (Joh. 13). Inwieweit sind wir bereit, uns wirklich danach auszurichten? Ein Stichwort heute ist „servant leadership“, der „dienende Leiter“. Das Merkmal eines Dieners ist der Gewaltverzicht, das Nichtanwenden von Macht. Ist dies realistisch? Wie verstehen wir Heimatleitung und Feldleitung vor diesem Hintergrund?

II. Zur Diskussion gestellt

Diesen grundsätzlichen Bemerkungen zu den Begriffen Heimatleitung und Feldleitung möchte ich nun noch einige Anmerkungen aus meiner Sicht zu zwei Themenbereichen hinzufügen:

- Zur Geschichte.
- Konflikte.

1. Zur Geschichte

Da die evangelikalen Missionen fast alle aus den Glaubensmissionen erwachsen oder noch Glaubensmissionen sind, möchte ich kurz etwas zu der geschichtlichen Tradition sagen, von der wir herkommen, im Bezug auf die Frage: Welches Verhältnis bestand bei den Glaubensmissionen zwischen Heimatleitung und Feldleitung?

Ein besonderes Merkmal, welches die Glaubensmissionen von den klassischen Missionen unterschied, war die Tatsache, daß Glaubensmissionen in der Regel feldgeleitete Missionen waren. Das bedeutete, daß die Missionsleitung im wesentlichen durch die Konferenz der Missionare auf dem Missionsfeld ausgeübt wurde. Die Heimatzentralen sorgten für den Kontakt zu den Gemeinden und Freunden und halfen, daß die Gaben für die einzelnen Missionare weitergeleitet wurden. Zu Fragen der Leitung oder Strategie auf dem Missionsfeld hatte das Komitee in Deutschland höchstens eine beratende Kompetenz. Mit dieser Struktur hing auch zusammen, daß Missionare von Glaubensmissionen keine „Angestellten“ eines Vorstandes in Deutschland waren, sondern „Mitglieder“ der Mission, das heißt sie gestalteten aktiv bis in den Vorstand hinein alle Entscheidungen und Bewegungen der Mission.

In den Gründerjahren der Glaubensmissionen war es jedoch praktisch so, daß gegen den Willen des Gründers kein Missionar oder keine Konferenz von Missionaren etwas unternahm. In der CIM und auch im WEC waren die Gründer ja selber auf dem Missionsfeld und leiteten oft mit unumschränkter Autorität (Hudson Taylor oder C.T. Studd) und manchmal mit harter Hand von China oder Afrika aus „ihre“ Mission. Historisch gesehen stellten die Glaubensmissionen eine Korrektur der sogenannten Freimissionare dar, die sich keiner Organisation anschlossen. Besonders in der Frage der Leitung strebten die Gründer der Glaubensmissionen, die aus den Fehlern der Freimissionare gelernt hatten (H. Taylor war selber einige Jahre Freimissionar gewesen), nach Effizienz, um das Ziel der Evangelisierung der Welt zu erreichen. Dies meinten die meisten Gründer nur durch die sogenannte „Director Rule“ erreichen zu können: „Es wird getan, was der Gründer befiehlt“. Fiedler bevorzugt deshalb gerne den Ausdruck „Gründergeleitete Missionen“.¹ Meistens kam es in der Generation nach dem Tode des Gründers zu einer echten feldgeleiteten Missionsstruktur. In der jährlichen Konferenz der Missionare wurden die Ziele und die Strategie der Mission in dem jeweiligen Land festgelegt und ein Feldleiter (oder Leiter der Konferenz) gewählt. Die Heimatleitung hatte hierbei meist nur eine beratende Stimme. In der Ge-

¹ Fiedler: Ganz auf Vertrauen, 514 ff.

schichte der Neukirchner Mission führte die starke Betonung auf die Konferenz der Missionare zu einer Lähmung der Arbeit, wenn sich die Missionare auf dem Missionsfeld nicht einigen konnten. Da sie meistens starke, individualistische Persönlichkeiten waren, die oft unterschiedlichen ekklesiologischen Konzepten nachgingen, blockierten sich die Missionare oft selbst. Hier mußte dann doch die Heimatleitung schlichtend eingreifen, was oft von einzelnen Missionaren, die auf ihre Unabhängigkeit von der Heimat bestanden, nicht akzeptiert wurde.

Es war mir unmöglich, Einblick zu bekommen in die über 100 verschiedenen Missionen der AEM, um herauszufinden, welche Modelle sich heute bewähren in dem Spannungsfeld von Heimatleitung und Feldleitung. Ich gehe davon aus, daß in den traditionellen Glaubensmissionen nach wie vor eine mehr oder weniger stark modifizierte feldgeleitete Mission die Regel ist. (WEC, Marburg: „In den Missionsländern wird die Verantwortung von der Missionsleitung weitgehend an ein Leitungsteam mit einem Teamleiter übertragen“). In einer Zeit, in der es auf schnelle, flexible und sachbezogene Lösungen ankommt, bietet sich die traditionelle, feldgeleitete, das Team der Missionare einbeziehende Mission als optimale Lösung an, den Herausforderungen der Zukunft zu begegnen. So hat beispielsweise die neue Mission „Frontiers“ eine feldgeleitete Struktur entwickelt.²

2. Konflikte

Ich möchte am Schluß meiner Einführung auf mögliche Konfliktsituationen kurz eingehen:

- **Konflikt:** Wenn die Kirche keinen „Feldleiter“ will und allen entsprechenden Strukturen der Mission mißtraut. - Mögliche Lösung: Bewährt hat sich der Begriff „Koordinator“ statt „Feldleiter“. Hier gilt es, der Kirchenleitung die sachlichen Vorteile darzustellen, warum die Mission und die Missionare nicht auf einen oder mehrere „Sprecher“ verzichten können.
- **Konflikt:** Wenn die Kompetenzen nicht klar sind und die Feldleitung von der Heimatleitung übergangen wird. - Mögliche Lösung: Genaue Absprachen, wer für was zuständig ist; gute Kommunikationskanäle schaffen. Wer wird informiert?
- **Konflikt:** Wenn sich Missionare direkt an die Heimatleitung wenden. - Mögliche Lösung: Wiederherstellen des Vertrauensverhältnisses; haben

² Punkt sechs der Grundsätze von Frontiers, in „Was Sie über Frontiers wissen sollten“, Rheineck: 1992, 8.

die Missionare nicht die Feldleitung gewählt? Die Heimatleitung darf nicht sofort darauf reagieren, sondern muß die Feldleitung einbeziehen.

- Konflikt: Wenn die Kirche gegen die Person des Feldleiters etwas hat, ihn nicht mehr haben will. - Mögliche Hilfe: Die Heimatleitung muß sich vor die Missionare und den Feldleiter stellen; oft hat die Heimatleitung mehr Möglichkeiten, etwas zu sagen oder zu kritisieren, als die Missionare vor Ort, da die Kirchenleitung vor dem Fremden, der wieder abreist, nicht so schnell das Gesicht verliert.
- Konflikt: Wenn sich Konflikte ergeben zwischen den älteren Missionaren und ihren Vorstellungen von Leitung, Solidarität und Gehorsam und den jüngeren, von der modernen Pädagogik geprägten Missionaren. - Mögliche Lösung: gegenseitiges Verstehen. Wissen die älteren Missionare, was heute an den Schulen in Deutschland gelehrt wird? Annahme des anderen und seiner unterschiedlichen Prägung und der Versuch, sich von den Leitungsprinzipien Jesu miteinander prägen zu lassen.

Brigitte Troeger

Betreuung auf dem Feld

Wenn ich zu diesem Thema etwas aus meiner Erfahrung sagen soll, dann kann ich nur von einem speziellen „Feld“ reden. Die EMO arbeitet in islamischen Ländern, d.h. auf einem geistlichen Boden, der nur sehr schwer zu bearbeiten ist. Dieses Feld ist trocken und entsprechend hart. Es fehlt regelmäßiger Regen. Erbarmungslos brennt die Sonne. Das künstliche Bewässerungssystem ist nicht umfassend genug. Zu wenig Arbeiter müssen sich abplagen. Deshalb arbeiten sie oft über ihre Grenzen hinaus bis zur Erschöpfung. Wer in der Wüste lebt, dort ein Feld zu bearbeiten hat, lernt deshalb, sich über jedes kleine Pflänzchen zu freuen, es zu hegen und zu schützen. Das kann zuweilen einen besonderen Einsatz erfordern. Es gibt Pflanzen, die buchstäblich eingemauert werden müssen, damit sie das Jungstadium überstehen. Und wehe, wenn das Bewässern einmal vergessen wird! Nicht überall kommt das Wasser aus dem Schlauch. Zuweilen muß es mühsam vom Brunnen herbei geschleppt werden.

Ich habe mit diesem Bild aus dem praktischen Wüstenalltag versucht, die Situation unserer Mitarbeiter zu veranschaulichen. Wir selbst sind als junges Ehepaar 1966 nach Ägypten ausgereist und haben uns neun Jahre lang auf diesem kargen Feld abgemüht. Wir haben uns Früchte gewünscht und erlebt, wie sie im Ansatz da waren, um dann wieder zu vertrocknen. Irgendwann waren wir ausgebrannt. Wir konnten keine Erntekörbe oder gar einen Wagen heimbringen und uns an dem Ergebnis unserer Mühe erfreuen. Im Gegenteil - die Frage stand hart im Raum, ob denn unser Einsatz überhaupt sinnvoll war. Die Beschäftigung mit der Geschichte der Mission half uns zu einer neuen Sichtweise. Im Reich Gottes überlassen wir die letzte Verantwortung dem „Herrn der Ernte“. Wir sind angehalten, die Hand an den Pflug zu legen und nicht zurückzuschauen, und „auf Sein Wort“ die Netze auszuwerfen - auch zur unpassenden Zeit.

I. Verbindung von der Heimat aus

Der Mitarbeiter auf dem Missionsfeld ist ein ganz normaler Mensch und kein Superwesen. Jeder Mensch freut sich, wenn er etwas aufweisen kann, und er ist frustriert, wenn er den Sinn seines Tuns nicht oder nur schwer erkennen kann. Ein permanentes Sinnlosigkeitsgefühl kann die Kraftreserven stark verbrauchen, ja in die Depression führen. Deshalb braucht dieser Mitarbeiter

unsere besondere Aufmerksamkeit und Betreuung - und jetzt wird es schwierig, denn dieser Mitarbeiter-Typ will eigentlich keine Betreuung, weil er selbst gerne betreut.

Wie aber kann sich eine solche Betreuung gestalten? Die moderne Technik, die Annehmlichkeiten unserer Zeit machen vieles leichter denn je. Es ist nicht mehr denkbar, daß ein Mitarbeiter auf dem Feld sich selbst und seinem Frust ausgeliefert ist. Wir haben viele Möglichkeiten, ihm beizustehen. Abgesehen von manchen praktischen Hilfen, können wir ihn geistlich und seelisch stützen auf mancherlei Art. Mit Telefonaten, Briefen, Telegrammen und per Fax können wichtige Informationen vermittelt und eine persönliche Verbindung gepflegt werden. Aber auch das Reisen, der persönliche Besuch ist kein großes Problem mehr. Schließlich wird es aufgrund all dieser Erleichterungen auch eher möglich, Freizeiten, Konferenzen, Workshops und Rüstzeiten auf dem Missionsfeld direkt durchzuführen. Auch das ist heute hauptsächlich nur noch eine Kostenfrage - aber gerade hier sollte nicht gespart werden.

Leider sind die Annehmlichkeiten unserer Zeit noch nicht in jedem Winkel unserer Erde angekommen. Wir EMO-Leute müssen uns auf unterschiedliche Bedingungen einstellen. Im Sudan lebt man noch viel einfacher und isolierter als etwa in Ägypten. Post kommt dort nicht zuverlässig an. Das Telefonieren ist schon innerhalb des Landes ein seltener Luxus und mit Umständen verbunden. Das Faxgerät ist oft kaputt. Hier ist der persönliche Besuch nötiger als etwa in Ägypten, wo die Telefonverbindung inzwischen eine Selbstverständlichkeit ist. Wir haben gerade eine dreiwöchige Besuchszeit im Sudan erlebt. Es war eine Zeit intensiver Begegnung und Beratung mit unseren Mitarbeitern dort. Je abgeschiedener und isolierter der Mitarbeiter lebt, desto tiefer haben wir die Begegnung empfunden. In diesen Breitengraden gehört zu einer umfassenden seelsorgerlichen Begegnung auch die Wurst und der Apfel als Gruß aus der Heimat, das UNO-Spiel zu Viert, die Feier des Abendmahls, das Ausgehen in ein gepflegtes Hotel, das Reden über die Politik, das Erörtern lebenswichtiger Alltagsfragen (Wasser- und Stromversorgung), ja das Erzählen von Witzen - Leib, Seele und Geist wollen zu ihrem Recht kommen.

Die Verbindung zu unseren Leuten in Ägypten gestaltet sich anders. Hier ist ein ständiger Kontakt über Telefon, Fax und Post relativ zuverlässig und schnell möglich. Als es zwei neuen Mitarbeitern in ihrer Einarbeitungsphase seelisch schlecht ging, war es möglich, daß innerhalb von wenigen Tagen gute Freunde aus der Heimat sie besuchen konnten. Eine Praktikantin, die sich kurz vor ihrem Einsatz noch in Deutschland verliebt hatte, konnte den Telefonkontakt nutzen - was ihr zwar teuer zu stehen kam, aber immerhin!

Todesnachrichten, schwere Erkrankungen, runde Geburtstage - man greift zum Hörer und wählt die 12-stellige Nummer! Aber auch hier gilt natürlich: All dies kann den persönlichen Besuch nicht ersetzen. Auch Briefe, die ein wirklich gutes Kommunikationsmittel sind, haben ihre Grenzen.

Ein persönlicher Besuch aber will auch eine gute Vorbereitung haben, denn es ist oft der Fall, beim Abschied die bedauerliche Feststellung machen zu müssen, daß wichtige Themen zu kurz kamen. Das passiert ganz leicht. Wichtige Themen sind meistens heikle Themen. Hier müssen Freiräume zum Reden schon im Vorfeld geschaffen werden. Beide Seiten müssen es wirklich wollen, daß eine sensible Frage gründlich erörtert wird, daß eine empfindliche Lebenssituation besprochen wird. Manchmal ist es nötig, daß vor dem Besuch das Thema schriftlich vorbereitet wird. Wenn ich nach Assuan komme, spreche ich meine Gesprächstermine mit den einzelnen Leuten möglichst schon vorher ab, sonst passiert es leicht, daß ich anderweitig verplant werde. Denn viele Bekannte warten auf uns, um ihre Gastfreundschaft echt orientalisch auszuleben. Das kostet Zeit.

II. Kontakte auf dem Feld

Wir bemühen uns um eine jährliche Rüstzeit für unsere Mitarbeiter in den verschiedenen Einsatzgebieten, damit sie geistlich neu motiviert werden und seelisch auftanken können. Es ist nicht unbedingt einfach durchzuführen. Vieles muß bedacht werden. Die Entscheidung, welcher Referent eingeladen werden soll, liegt bei den Mitarbeitern. In Ägypten brauchen wir für diese Zeit auch eine gute Kinderbetreuung. Diese Person muß auch in der Lage sein, die Kinder unserer ägyptischen Mitarbeiter teilweise zu integrieren, weil deren Eltern an der Rüstzeit teilnehmen. Auch der Referent muß sich für unser internationales Team auf Englisch einstellen. Weil der Hospitalbetrieb weitergehen muß, ist eine gewisse Unruhe, ein Kommen und Gehen nicht ganz zu vermeiden.

Unsere Leute im Sudan können diese Zeiten etwas abgeschiedener erleben. Wir versuchen, die optimale Lösung für diese wichtige Zeit zu finden. Immer wieder müssen wir feststellen, daß auch bei guten Sprachkenntnissen unsere Leute die geistlichen Dinge über die Muttersprache tiefer erleben. Trotzdem entscheiden sie sich für eine von allen verstandene Konferenzsprache, womit die sensiblen Dinge weniger angesprochen werden können. Desto wichtiger ist das Angebot der Einzelseelsorge. Der Referent sollte genügend Zeit haben für seinen Aufenthalt, damit Vertrauen wachsen kann. Wir in der Missionsleitung sind dankbar, wenn es anläßlich dieser Rüst- und Seelsorgetage zu guten Gesprächen kommt, auch wenn wir deren Inhalte nicht im Einzel-

nen erfahren. Es ist wichtig, daß das ganz offene Gespräch überhaupt stattfinden kann. Für uns als Vorgesetzte ist der seelsorgerliche Kontakt zu unseren Mitarbeitern zuweilen getrübt durch dienstliche Sachverhalte. Es ist schwierig, Vorgesetzter und Seelsorger gleichzeitig sein zu müssen. Manchmal ist es für mich als Frau leichter, mit Missionarinnen ein offenes Gespräch zu führen. Sie teilen sich dann meinem Mann quasi über mich mit. Ich muß dann klären, ob ich mit meinem Mann über dieses Problem reden darf, was normalerweise der Fall ist. Bisweilen sind wir auch als Missionsleiter in einer schwierigen Position, weil wir zu viel wissen. Unsere Mitarbeiter gehen zwar normalerweise mit Informationen über Andere sehr keusch um, aber hin und wieder passiert es, daß wir Dinge erfahren, denen nachgegangen werden muß, weil sie unsere Arbeit oder einen Mitarbeiter gefährden. Ein Missionsleiter kann so schnell in eine Polizistenrolle geraten. Es ist dann wichtig, den persönlichen Kontakt zum Betreffenden behutsam zu knüpfen.

Wir haben mit dem Angebot von Rüstzeiten in Verbindung mit Einzelseelsorge gute Erfahrungen gemacht. Allerdings wünschten wir uns, solche Rüstzeiten könnten ganz ohne Alltagsstreß an einem neutralen Ort mit Distanz zum Arbeitsort durchgeführt werden. In der ärztlichen Mission ist dies leider nicht durchführbar.

Unsere Mitarbeiter bekommen alle die Möglichkeit, im Heimataufenthalt an Freizeiten usw. teilzunehmen. Dies zu vermitteln und ihnen eine Auswahl an Angeboten zukommen zu lassen, ist auch unsere Aufgabe, die wir gerne wahrnehmen. Dies muß früh geschehen, noch bevor die Heimatgemeinden mit ihren Wünschen aufwarten. Ein Missionar kann ganz leicht total verplant sein, noch bevor er überhaupt Zeit findet, einmal über seinen Urlaub nachzudenken.

Last not least - Wir sind dankbar, daß wir mit Feldleitern zusammen arbeiten, die alles tun, damit es den einzelnen Mitarbeitern gut geht. Geist, Seele und Leib sollen im gesunden Einklang stehen. Diese Ausgewogenheit ist auf dem Missionsfeld stärker gefährdet als irgendwo anders. Die Feldleiter können manche Probleme vor Ort auffangen und lösen, aber sie sind stark darauf angewiesen, daß sie jederzeit die Hilfe aus der Heimat anfordern dürfen.

III. Seelsorgerliche Vorbereitung

Es sollte deutlich geworden sein, daß der seelsorgliche Aspekt unserer Arbeit keine Nebensache sein darf. Weil ich jahrelang den Mangel an eingehender Seelsorge selbst erlitten und dann auch bei Anderen gespürt habe, habe ich mich in den letzten Jahren stärker mit dieser Problematik auseinandergesetzt. Aus dem Blickwinkel der therapeutischen Seelsorge will ich zusammenfas-

send die kühne und provokative Behauptung aufstellen: *Eine gute und nützliche seelsorgerliche Begleitung unserer Mitarbeiter kann nur dann stattfinden, wenn eine gute, gründliche Seelsorge in der Vorbereitungszeit stattgefunden hat.* Ich persönlich denke, daß zum Beispiel die gründliche Lebensstilanalyse eine ganz wichtige Voraussetzung für einen guten Dienst draußen ist, genau so wichtig wie die Bibelschule und Sprachausbildung. Wer sich einer solchen Lebensstilanalyse engagiert stellt, wird sein LebensGrundstrickmuster erkennen. Er wird das Grundschema seines Denkens und Fühlens hinterfragen lernen und kann die für seine Persönlichkeit typischen Fehlorientierungen im Ansatz erkennen lernen. Er wird seine unbewußten Ziele und Wünsche, die Motivation für all sein Handeln entdecken. Die bisher mehr verschwommene Wahrnehmung seiner Person bekommt klarere Konturen, und er kann erkannte Fehlziele in Angriff nehmen.

Der engagierte Christ wird vielleicht jetzt fragen, wozu denn dies nun nötig sei, komme es doch eher auf die Herzenseinstellung und die Hingabe und auf die konsequente Nachfolge an; der Missionar würde dann auch die Problematik schwieriger Zeiten mit Gottes Hilfe bewältigen. Die Erfahrungen aus dem Missionsalltag allerdings haben uns hier nachdenklicher gemacht: Ein begabter Missionar, der mitten in einem segensreichen Einsatz aufgrund einer schweren Erfahrung seinen Dienst abbrechen mußte, erkannte in der Seelsorge, daß er sich vor der Ausreise einer wichtigen Lebensfrage verschlossen hatte, ja daß seine Motivation zum Missionsdienst auch zu einem kleinen Teil mitbestimmt war von dem unbewußten Ziel, einer unangenehmen Lebensfrage auszuweichen. Gott war ihm bis ans Ende der Welt gefolgt, um ihn einzuholen und genau diesen wunden Punkt in seinem Leben anzu-rühren. In der therapeutischen Seelsorge war es ihm möglich nachzuholen, was vor der Ausreise der Klärung und Heilung bedurft hätte.

Ich wünschte, daß in den Bibelschulen den Missionskandidaten die Möglichkeit geschaffen würde, sich selbst gut kennenzulernen. Es ist wichtig, daß ein angehender Missionar erkennen kann, wo die Motivation zum Außendienst von ganz eigenen, sehr menschlichen, unbewußten Zielen genährt wird. Er könnte sich diesen Fragen noch in der Vorbereitungszeit stellen und sie mit dem Seelsorger bearbeiten. Leider erleben wir, daß auf dem Feld in der Streßsituation nicht bearbeitete Schwachstellen zu Einbrüchen im seelischen Bereich führen. Erst dann ist der Missionar vielleicht bereit, sich die „Bescherung“ anzuschauen. Aber dann ist oft auch schon „Porzellan zu Bruch gegangen“. Ich stelle mir vor, wie gut eine seelsorgerliche Begleitung gelingen könnte, wenn vor der Ausreise eine engagierte und von Vertrauen geprägte Beratungsarbeit stattgefunden hätte, und bin der Meinung, daß

manch ein Mitarbeiter nicht frustriert seinen Dienst draußen abbrechen würde, wenn er sich vorher besser gekannt hätte.

Leider wird von angehenden Missionaren die Möglichkeit eines solchen seelsorgerlichen Intensivangebots nur zögernd wahrgenommen. Hier gilt es noch, geistliche Vorurteile und falsche Ängste abzubauen. Eine erfahrene therapeutische Seelsorgerin sagte mir neulich knallhart: „Meine schwierigsten Klienten sind die Missionare“. Warum das so ist, wäre ein neues, sehr wichtiges Thema. Mein Wunsch wäre, daß die Missionsvorstände hier umdenken und neue Weichen stellen. Aber auch eine Organisation wie der AfEM ist an dieser Stelle herausgefordert!

Detlef Blöcher

Arbeitsbedingungen des Missionars

„Weiter, liebe Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde wie bei euch und daß wir erlöst werden von den falschen und bösen Menschen; denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding. Aber der Herr ist treu, der wird euch stärken und bewahren vor dem Bösen“ 2. Thes. 3, 1-3.

In diesem Wort faßt Paulus einige wichtige Aspekte des Missionsdienstes zusammen: die Partnerschaft mit seinen Gebetsfreunden, Ausbreitung des Wortes Gottes, Herausforderungen des Einsatzes bis hin zu Niederlagen sowie die alles überragende Treue Gottes. Sie stehen in engem Zusammenhang mit dem, was wir mit „Arbeitsbedingungen des Missionars“ meinen. Aus der Fülle der Aspekte¹, will ich hier nur 3 Elemente herausgreifen:

- Eine Welt im Umbruch.
- Strukturwandel in der Weltmission.
- Ein neuer Missionarstyp.

I. Eine Welt im Umbruch

Unsere Welt befindet sich heute in einer dramatischen Umbruchsphase. Dabei denke ich an

- den Wertewandel in Westeuropa, die fortschreitende Säkularisierung und den übersteigerten Individualismus.
- die politischen Umwälzungen in Osteuropa mit all dem wirtschaftlichen und politischen Chaos der letzten Jahre, aber auch die kürzlichen Wahlerfolge der Kommunisten - schlägt das Pendel schon wieder zurück?
- die Industrialisierung Ostasiens, die „5 kleinen Tiger“, die VR China und auch Südamerika (z.B. das Wirtschaftswunder Chile). Diese Entwicklung wurde allerdings zum Teil durch massiven ökologischen Raubbau erkaufte.
- die Bevölkerungsexplosion und Landflucht in Afrika.

¹ Diese Ausführungen können nur kurz anreißen, was in den einzelnen Arbeitsgruppen der Jahrestagung des AfEM 1996 erarbeitet wurde (z.B. Beziehungsnetz, Feld- und Heimatleitung, Betreuung auf dem Feld etc.). Ebenso sei auf die Forschungsprojekte der World Evangelical Fellowship (WEF) Missions Commission zum gleichen Thema verwiesen.

Diese rasanten, tiefgreifenden Veränderungen unserer Welt² sind nicht das Thema dieses Vortrags; sie stellen aber den äußeren Rahmen für die Arbeitsbedingungen unserer Missionare dar - Weltmission geschieht in ihrem Kontext:

1. Technische Entwicklungen

Vor einigen Wochen besuchte ich unsere Mitarbeiter im Mittleren Osten. Einer von ihnen hatte stets sein „Handy“ bei sich, denn er wollte jederzeit erreichbar sein. Nachdem wir häufig von Anrufen unterbrochen worden waren, bat ich ihn schließlich, das Gerät abzustellen, weil „ich jetzt auf Leitung sei“. Ein „Notebook“ gehört heute ja zum Standard; häufig verfügen Missionare über eine bessere technische Ausstattung als wir in der Heimatzentrale, denn ihre Ausrüstung gehört zur „Missionsarbeit“, während Investitionen in der Heimatzentrale als „Verwaltungskosten“ gerechnet werden. Wie dankbar bin ich für E-Mail, das die Kommunikation mit abgelegenen Gebieten, z.B. Sibirien, ungemein erleichtert. „Short wave e-mail“ in Albanien und „Global Positioning System“ im Urwald, Satellitentelefon in unwegsamen Gebieten und Datenbanken, das gehört schon bald zur Standardausrüstung eines Missionars³, so wie früher Buschmesser und Tropenhelm.

Diese Veränderungen stellen aber auch hohe Anforderungen an die Flexibilität, Lernfähigkeit und kontinuierliche Fortbildung des Missionars. Gehört bald eine Ausbildung als Kommunikationselektroniker und Computerprogrammierer zur notwendigen Vorbereitung für den Missionsdienst?

2. Politische Veränderungen

Hinzu kommen wirtschaftliche Veränderungen, politische Umwälzungen, Bürgerkriege, ethnische Konflikte. Missionare ziehen mit den Flüchtlingsströmen von Liberia nach Sierra Leone und weiter nach Toronto. Von Missionaren erfordert dies ein großes Maß an Mobilität und Flexibilität; ihre Berufung gilt weniger an einen geographischen Ort als vielmehr zu einer Volksgruppe.

² Einige der Megatrends sind im Anhang V.1 zusammengefaßt.

³ „Missionar“ ist hier als geschlechtsunspezifischer Allgemeinbegriff gemeint. Der hervorragende Beitrag der Missionarinnen, die 2/3 der (westlichen) Missionare ausmachen, sei ganz besonders hervorgehoben.

3. Bildung

Zu beachten ist die rasante Entwicklung des Bildungsniveaus. Viele Traktate und Bibelstudienkurse wurden für Ungebildete konzipiert; doch die heutige Jugend besucht Oberschulen und Universitäten; das Material wird ihren Fragen und Bedürfnissen nicht mehr gerecht. Insbesondere in Ostasien ist eine neue Generation von hochgebildeten jungen Leuten herangewachsen. Immer wieder macht es mich betroffen, wenn westliche Gastlehrer an Bibelschulen der GUS unvorbereitet anreisen und elementaren Unterricht vortragen, während die Studenten geistlich gereift und akademisch gebildet sind. Hier ist fundierte biblische Lehre gefragt und nicht schematische Evangelisation im westlichen Stil.

Andere soziale Schichten entwickeln sich zu faktischen Analphabeten, so daß Videofilmen die strategische Bedeutung zukommt, die früher Traktate einnahmen.

4. Generationswechsel

An Hochschulen im Westen finden wir alle 4-5 Jahre eine ganz neue Studentengeneration mit ganz neuen Interessen und Kommunikationsformen. In der Jugendarbeit ist der Generationswechsel noch rascher, ebenso in den sich rasant entwickelnden Großstädten unserer Welt. Von den Missionaren erfordert dies sorgfältiges Beobachten und kontinuierliche Anpassung der Arbeitsweisen und Methoden in Evangelisation und Gemeindebau.

5. Fernsehen

Hierbei muß auch auf die massive Veränderung von Kulturen durch das Fernsehen hingewiesen werden. Vor wenigen Jahren besuchte ich Missionare in einem abgelegenen Indianerdorf im Amazonas-Gebiet Brasiliens. Neben dem Männerhaus im Zentrum des Dorfes stand eine großformatige Parabolantenne, mit der das staatliche Fernsehen per Satellit empfangen wurde - eine Botschaft wie von einem anderen Stern. Welch massive Auswirkungen hat dies auf die Indianerkultur, welche Wünsche und Illusionen werden geweckt, welche magische Anziehungskraft üben die bewegten Bilder aus, welche Verführung stellen sie dar!

II. Strukturwandel in der Weltmission

1. Die Unerreichten in den Großstädten

Früher war die Rolle eines Missionars klar definiert: Pioniermissionare waren gefragt, junge belastbare Allround-Missionare mit robuster Gesundheit, Einzelkämpfer im Urwald. Heutzutage aber finden wir die meisten Unerreichten in den Slums oder Neubauvierteln der Großstädte; sie leben nicht abgeschieden im Busch, sondern sehen regelmäßig Satelliten-TV. Im Jahre 1900 wohnten 10% der Weltbevölkerung in Großstädten; in wenigen Jahren werden es bereits 50% sein! Wie sieht Gemeindebau und Evangelisation in diesem Kontext aus, wenn es keine Grundstücke zum Bau eines Gemeindehauses mehr gibt, ja wenn in einem Wohnblock mehrere tausend Menschen leben, so daß in jedem Gebäude eine eigene Gemeinde gegründet werden muß. Vielleicht gibt es in dieser Stadt schon 10 evangelikale Gemeinden (unter anderen Volks- und Sprachgruppen). Vielleicht ist mein Team das erste unter einer bestimmten Volksgruppe, aber können wir Gemeindebau betreiben, ohne die anderen Gemeinden vor Ort zu berücksichtigen? Findet Missionsarbeit quasi im leeren Raum statt, als ob die Missions- und Kirchengeschichte mit uns begänne? Mit Betroffenheit denke ich an eine Vielfalt von Einzelaktionen nach der Öffnung der GUS, die häufig an den bereits bestehenden einheimischen Gemeinden und Werken vorbei gingen und vielleicht mehr von der Profilierungssucht der westlichen Missionsleiter und Werbewirksamkeit in Amerika bestimmt waren, denn an den Bedürfnissen vor Ort. Wenn so „Partnerschaft“ aussieht, dann kann ich die heutige Zurückhaltung, ja Bitterkeit von russischen Gemeindeleitern gegenüber westlichen Organisationen verstehen.

2. Denominationelle Vielfalt

Wie verhalten sich Missionare in der denominationellen Vielfalt der Gemeinden? Nach dem Buch „Gebet für die Welt“⁴ gibt es in dem Staat Malta 12 protestantische Gemeinden, die 9 verschiedenen Denominationen angehören. In Oman sind es 27 protestantische Gemeinden von 20 Denominationen, in den VAE 48 protestantische Gemeinden aus 35 Denominationen, in Singapur 393 protestantische Gemeinden von 73 Denominationen. In Costa Rica wurden 120 protestantische Denominationen gezählt, in Jamaika 336 und in Chile 1200. Was bedeutet Partnerschaft und Kooperation angesichts dieser denominationellen Vielfalt? Oft beobachte ich, daß Missionare lediglich die

⁴ P. Johnstone, Hänssler 1994.

Arbeit ihrer eigenen Organisation und die lokale Situation kennen und wenig über andere Werke im Einsatzland wissen, geschweige denn mit ihnen kooperieren. Müssen wir nicht voneinander lernen, Erfahrungen und Material teilen, um effektiv arbeiten zu können und Verwirrung unter den Gläubigen zu vermeiden? Stichworte hierfür sind „horizontale Vernetzung“ (Zusammenarbeit von Werken in der gleichen Branche, z.B. Radioprogramme, Literaturherstellung, Bibelfernkurse etc.) sowie „vertikale Vernetzung“ (Koordination aller Aktivitäten, z.B. Radioprogramme, Bibelfernkurse, Traktatherstellung, Bibelübersetzung, Jüngerschaftsschulung, medizinische Arbeit, Dorfentwicklung, Gemeindebau etc. in einer Zielgruppe). In dieser Beziehung hat sich INTERDEV große Verdienste erworben; es sei aber auch an die „International Assistance Mission“ (IAM) in Afghanistan, „United Mission to Nepal“ (UMN), Joint Christian Services“ (JCS) in der Mongolischen Republik, „Middle East Media“ (MEM) oder „SAT7“ im Orient erinnert, in denen jeweils eine große Zahl von christlichen Organisationen verschiedener Prägung partnerschaftlich zusammenarbeiten. Diese Zusammenarbeit ermöglicht eine gegenseitige Ergänzung der verschiedenen Gaben und Fähigkeiten, Erfahrungen und Ressourcen und damit gute Haushalterschaft. So wird eine ganz neue Qualität von Missionsarbeit möglich. Andererseits erfordert sie von allen Beteiligten ein hohes Maß an Demut und Gnade, Teamfähigkeit und Einfühlungsvermögen, Kommunikationsfähigkeit und Kompromißbereitschaft, Vergebungsbereitschaft und Konfliktfähigkeit, denn auch rechtes „Streiten um die Sache“ will gelernt sein.

3. Partnerschaft mit einheimischen Gemeinden

Viele Projekte sind heute in die Arbeit eines nationalen Gemeindeverbandes integriert und unterstehen deren Leitung. Oft sind die Missionare einem einheimischen Mitarbeiter direkt unterstellt oder arbeiten in einer einheimischen Institution, z.B. Bibelschule. Sie sind nicht mehr die Herren, sondern Diener der einheimischen Gemeinde. Dies erfordert die Bereitschaft zur Unterordnung - auch dann, wenn andere Prioritäten gesetzt werden, wenn viel stärker beziehungsorientiert als leistungsorientiert gelebt wird, oder auch im Hinblick auf Finanzen. Wie gehe ich damit um, wenn die einheimische Leitung mehr an einer Besitzstandswahrung (Pflege der bestehenden Gemeinden) interessiert ist, als an einem Vorstoß in neue, noch unerreichte Gebiete oder Volksgruppen, an Prestigeobjekten statt an effektiven Kleinprojekten, im Stammesdenken und starrer sozialer Hierarchie verhaftet ist, wenn ein Missionar hauptsächlich wegen seines Arbeitsgeldes oder zu erwartenden finanziellen Zuwendungen willkommen ist? Kooperation ist nicht einfach, wenn die Weitsicht sehr verschieden ist, aber ich sehe keine Alternative zur part-

nerschaftlichen Zusammenarbeit, und diese erfordert viel Geduld und Vergebungsbereitschaft, Verständnis und Liebe. An der Bürde der Kolonialzeit leiden wir alle heute noch, so daß wir auch die Ängste vieler einheimischen Gemeinden und Leiter vor einer Kontrolle aus dem Westen verstehen müssen; sie legen Wert auf eigene Entscheidungskompetenz und reagieren sensibel auf jegliche Form der Bevormundung. Dies erfordert vom Missionar Einfühlungsvermögen, Dienst- und Opferbereitschaft, Unterordnung und Demut. Der Missionsdienst gibt somit wenig Gelegenheit zur Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung. Hier stellt sich ganz besonders die Frage nach den Motiven für einen Missionseinsatz.

4. Kommunikation mit Mitmissionaren

Im Einsatzland arbeiten viele Missionare im Team mit US-Amerikanern zusammen (70% der aus westlichen Ländern entsandten evangelikalen Missionare sind Nordamerikaner). Dabei fallen wir Deutsche oft durch unsere allzu direkte Art der Kommunikation auf. Unsere Offenheit und Wahrheitsliebe wird zuweilen als Unverschämtheit und massiver Druck verstanden und gibt Anlaß zu Mißverständnissen. Die Zusammenarbeit mit Angelsachsen erfordert Gnade und Demut, Sorgfalt und Geduld, stellt aber auch eine große Bereicherung dar, wenn amerikanische Zielstrebigkeit und Pragmatismus mit deutscher Gründlichkeit und Ausdauer gepaart werden.

Weltmission ist aber schon längst keine Einbahnstraße mehr von West nach Süd, sondern eine weltweite Partnerschaft, und viele Missionare arbeiten in einem Team mit Missionaren aus der „2/3-Welt“: brasilianische Missionare in Mosambik, indische am Arabischen Golf, Koreaner in Zentralasien und Nigerianer in Nordafrika. Ich selbst bin reich beschenkt worden durch die Zusammenarbeit mit Filipinos, Indern und Ägyptern in unserem Zeltmacher-Team auf der arabischen Halbinsel. Die Zusammenarbeit mit nicht-westlichen Missionaren erfordert aber auch besondere Sorgfalt in der Kommunikation, Demut und Umsicht, da bereits die sprachliche Verständigung begrenzt sein kann, ganz zu schweigen von den Unterschieden in Weltbild und Prioritäten, in kulturellem und gemeindlichem Hintergrund. Ähnliches trifft auf die Zusammenarbeit mit einheimischen Missionaren in einer Drittkultur zu. Oft haben einheimische Missionare noch größere Anpassungsschwierigkeiten an die Kultur der Zielgruppe (Kulturschock), weil sie darauf nicht vorbereitet sind. Sind wir ihnen ein Gehilfe und Ermutiger?

5. Fortschreitende Spezialisierung

Recht verstandene Partnerschaft und Teamarbeit führt zur Arbeitsteilung, indem jeder Partner die Aufgaben übernimmt, in denen er Stärken aufweist. Diese führen zu einer fortschreitenden Spezialisierung. Einheimische Geschwister übernehmen häufig die Leitung (vgl. II.3), ebenso evangelistische Aufgaben - wer kennt die Kultur besser als sie? -, während ausländischen Missionaren oft spezialisierte Aufgaben und Fachservice zugeteilt werden (Linguistik, Agrarspezialisten, Computer, Buchhaltung, Medien, Medizin, biblische Lehre und Ausbildung). In fortschreitendem Maße wachsen einheimische Mitarbeiter aber auch in diese Aufgaben hinein, so daß steigende Anforderungen an die Fachkenntnis der Missionare gestellt werden. Dies erfordert eine kontinuierliche Weiterbildung sowie Flexibilität in der zugeordneten Aufgabe. Es ist schmerzhaft, liebgewonnene Aufgaben an einheimische Mitarbeiter zu übertragen und sich neuen Herausforderungen zuzuwenden. Ein Missionar bleibt aber ein „Gesandter“; er ist als Botschafter unterwegs und zieht weiter, wenn seine Mission erfüllt ist. Hieran wird ersichtlich, wie anspruchsvoll die Aufgabe eines Missionars heute ist und wieviel Unsicherheit über seine Rolle und die an ihn gestellten Erwartungen damit verbunden sind.

6. Kommunikation mit der Heimat

Ein anderes wichtiges Aufgabenfeld eines Missionars ist die Kommunikation mit der Heimat. Durch E-Mail, Fax und Satellitentelefon ist dies technisch kein Problem mehr. Ob aber die Verständigung um den Globus einfacher geworden ist, sei dahingestellt. Kommunikation ist eine Frage des Lebensstils, nicht der Technik. Obwohl Missionare heute jederzeit erreichbar sind, sollten die Entscheidungsprozesse dennoch möglichst auf dem Feld getroffen und nicht in die Heimatzentrale verlagert werden, denn nur dort können die Prioritäten und Rahmenbedingungen hinreichend eingeschätzt werden.

Hinzu kommt auch die Kommunikation mit den Gebetspartnern und Unterstützern in der Heimat. Entsandter Missionar und sendende Gemeinde stehen in einer gegenseitigen Verbindlichkeit. Der Missionar erwartet von ihnen Unterstützung durch Gebet und Gaben. Dies setzt aber regelmäßige Information und sorgfältige Pflege der Beziehungen voraus. Sie darf sich nicht auf Rundbriefe beschränken, sondern muß durch persönliche Briefe und Postkarten, Telefonate etc. ergänzt werden. Die Pflege der Beziehung zu den Gebetspartnern und das Investieren in deren geistliches Leben ist genauso Teil der Missionsarbeit wie die Arbeit vor Ort. Mission geht von der (sendenden) Gemeinde aus, baut Gemeinde im Einsatzland und führt zur Ermutigung der sendenden Gemeinde. Darum möchte ich provokativ formulieren: Ein Missi-

onseinsatz, der nicht auch die Auferbauung der sendenden Gemeinde zum Ziel hat, ist es nicht wert, von dieser unterstützt zu werden. Daher empfehle ich Missionaren, 10% ihrer Arbeitszeit für Kommunikation mit der Heimat und Pflege der persönlichen Beziehungen einzuplanen.

7. Reisedienst und Öffentlichkeitsarbeit

Ein weiterer wichtiger Faktor ist die ständige Präsenz des westlichen Fernsehens. Wo immer sich Naturkatastrophen oder Unruhen ereignen - das westliche Fernsehen ist in kürzester Zeit dabei und liefert die Bilder mundgerecht zu den abendlichen Fernsehnachrichten in unsere Wohnzimmer. Einerseits bietet dies den Missionaren die Möglichkeit, sich auch aus anderer Quelle über die Ereignisse im Einsatzland zu informieren. Andererseits erfordert es, daß Missionare über die Vorgänge in ihrem Gastland zumindest während des Reisedienstes in Deutschland umfassend informiert sind. Oft befinden sich unter den Zuhörern Menschen, die selbst das Einsatzland als Tourist (vielleicht unter fachkundiger Führung) bereist haben, oder internationale Studenten, Geschäftsleute und Asylbewerber aus diesem Land. Gut ausgearbeitete Fernsehreportagen können die Öffentlichkeit umfassend oder einseitig und tendenziös informiert haben, so daß Äußerungen, besonders über die Kultur und Gewohnheiten des Gastlandes sorgfältig formuliert sein und Pauschalierungen vermieden werden müssen. Zudem recherchieren die diplomatischen Vertretungen sorgfältig nach Zeitungsberichten in Deutschland über ihr Land, so daß kritische Äußerungen (z.B. über Menschenrechte, politische Vorgänge oder die Behandlung von Minderheiten) mit der Verweigerung eines Visums für den Betreffenden oder für andere Missionare beantwortet werden können. Auch hieran wird deutlich, welche anspruchsvolle und wichtige Aufgabe dem Missionar im Reisedienst zufällt. Er ist Botschafter des Einsatzlandes in Europa.

8. Bedeutung sozialer Fragen

In einer Studie über die Probleme der Arabischen Welt haben einheimische Christen besonders die Probleme der Arbeitslosigkeit, Wohnungsknappheit und Urbanisierung hervorgehoben. Wie kann Gemeindebau in einer solchen Umgebung aussehen, wenn 60% der jungen Erwachsenen ohne Arbeit sind, materielle Armut dominiert, Kriminalität und Korruption zum Alltag gehören, viele aus zerbrochenen Familien kommen und Vergewaltigung an der Tagesordnung ist? In Brasilien lernte ich, daß bereits für 20 \$ ein Killer anzuheuern ist, der eine beliebige Person umbringt. Wie können Missionare in dieser entsetzlichen Not leben und Einheimische begleiten, ihnen echte Antworten und Hilfe geben?

9. Kriminalität

Auch Missionare werden Opfer von Gewalttätigkeiten, erleiden traumatische Erfahrungen, fallen Vergewaltigungen zum Opfer, erleben Bürgerkrieg und Flucht, sind Guerillaanschlägen ausgeliefert. Sie genießen heute keinen besonderen Schutz mehr, sondern sind durch ihre offene Lebensweise und ihren Aufenthalt in sozial schwachen oder abgelegenen Gebieten besonders gefährdet. Wie können sie mit diesem Streß umgehen, traumatische Erlebnisse verarbeiten, über innere Verwundungen Heilung erfahren? Welche besondere Unterstützung benötigen sie, wie können wir ihnen Verständnis entgegen bringen und die nötige Hilfe gewähren nach einem tragischen Vorfall?

Zusammenfassend müssen wir festhalten, daß die Arbeitsbedingungen der Missionare heute viel komplexer, vielschichtiger, diffuser, dynamischer und kurzlebiger geworden sind. Das Anforderungsprofil hat sich ganz erheblich gewandelt. Die Bitte von Paulus „Betet für uns, daß des Herrn Wort laufe“ (2. Thes. 3) wie das Eingeständnis der eigenen Schwachheit und des scheinbaren Mißerfolgs ist heute um so aktueller, wie auch das Bekenntnis zur Treue Gottes.

III. Neuer Missionarstyp

Neulich erklärte mir ein renommierter Missionsleiter, wie schwierig er die Zusammenarbeit mit den etwa 40 Jahre alten Missionaren finde, die er als mimosenhaft, harmoniebedürftig und verweichlicht beschrieb, ständig auf der Suche nach Selbstbestätigung, mit hohen Erwartungen an den Einsatz und mit Ansprüchen an Kollegen, die sie mit ihren Schwächen ertragen sollten. Wir werden den „wetterfesten“ Missionar des alten Schlags nicht mehr zurückholen, und ob dieser auch dem heutigen Anforderungsprofil gewachsen wäre, sei dahingestellt. Es ist wahr, daß Missionare auch ein Kind ihrer Zeit sind, mit beeinflußt von den Paradigmen und Werten ihrer Zeit. Aber darin liegt auch ein Vorteil, denn sie verstehen ihre Zeitgenossen und ihre Zeit. In der Tat gab es in den letzten Jahren einen richtigen Generationswechsel unter den Missionaren.

1. Soziologische Faktoren

Das Durchschnittsalter bei der Erstausrise ist erheblich gestiegen; in der DMG betrug es in den 50er Jahren 26,1 Jahre; in den 70er Jahren bereits 29,0 Jahre, 1982 30,0 Jahre und 1994/95 33,8 Jahre. Dabei ist die Breite der Altersverteilung (Varianz Sigma = 3,3 Jahre) nahezu unverändert geblieben. Das Durchschnittsalter bei der Erstausrise hat sich somit um 7,6 Jahre er-

höht. Mit dem zunehmenden Alter hat sich auch der Zivilstand verändert: Vor 10 Jahren waren 49% der erstausreisenden Missionare ledig; 1994/95 nur noch 26%. Gleichzeitig stieg die durchschnittliche Kinderzahl der Familie bei der Erstausreise von 1,7 auf 2,1 Kinder, so daß 1980-83 pro entsandtem Erwachsenen 0,47 Kinder mit ausreisten, in 1994/95 aber 0,77 Kinder. Dies ist eine Zunahme um 64%. Mit dem steigenden Alter bei der Erstausreise hat auch das Ausbildungsniveau und die Berufserfahrung vor der Ausreise zugenommen. Ein Beispiel hierfür ist der Anteil der DMG-Missionare, die über einen Doktorgrad verfügen, der von 1% (1975) auf 6,2% (1990) angestiegen ist. Diese Daten spiegeln die Entwicklung vom AllroundMissionar zum Spezialisten wider. Die heutigen Missionare wissen genau, was sie wollen (Ziele), was sie können und was nicht. Mit der gereiften Persönlichkeit geht leider auch ein Verlust an Flexibilität einher.

2. Gesellschaftlicher Wandel

Die jungen Missionare sind natürlich auch ein Kind ihrer Zeit, d.h. der Überflußgesellschaft. Sie sind geprägt von dem Wunsch nach Selbstbestätigung und Erfüllung im Beruf/Einsatz, Ichbezogenheit und kurzfristigen Zielen (vgl. Anteil der Ausbildungsabbrüche an Bibelschulen und Berufsausbildung sowie Arbeitsplatzwechsel). Hinzu kommt der Zerfall an ethischen Werten in unserer Gesellschaft und leider auch in unseren Gemeinden. Dies hinterläßt oft tiefe Narben in der Seele junger Menschen, die in zerbrochenen Familien aufgewachsen sind und vor ihrer Bekehrung - oder danach - auch eigene notvolle Erfahrungen gemacht haben. Die persönliche Belastbarkeit, Kompromiß- und Konfliktfähigkeit hat erheblich abgenommen und wird aus Mangel an innerer Stabilität durch ein starkes Harmoniebedürfnis ersetzt. In gleicher Weise geben junge Missionare dem eigenen Familienleben heute einen viel höheren Stellenwert, was die Einsatzmöglichkeiten und zumutbaren Belastungen erheblich einschränkt. Einerseits besteht ein starker Wunsch nach Teamarbeit (Geborgenheit), andererseits eine merkwürdige Unfähigkeit, im Team zu leben (Geben).

Positiv zu vermerken ist, daß junge Missionare eine viel freiere Kommunikation praktizieren, was von älteren Vorgesetzten zuweilen als Respektlosigkeit mißverstanden wird. Jüngere Missionare lassen andere wissen, wenn sie sich überfordert fühlen; häufig verfügen sie über eine bessere theoretische Ausbildung und erhebliche Berufserfahrung; sie zeigen Sensibilität und Empfindsamkeit für Beziehungen und deren Störungen; sie können schlechter mit ungeklärten Beziehungen leben und besser zuhören. Liegt darin nicht auch ein Vorteil, eine Vorbereitung auf das heutige Anforderungsprofil?

3. Vorzeitige Beendigung des Einsatzes

Es ist wahr, daß heute mehr Missionare den Dienst vorzeitig beenden. Bei amerikanischen Missionaren in Japan wird von einer Abbruchrate von 50 in den ersten 5 Jahren gesprochen. Von unseren DMG-Missionaren haben 10 innerhalb von 5 Jahren wieder ihren Dienst beendet. Nach 10 Dienstjahren waren noch 78% (Erstausreise [EA] 1960-69), 72% (EA 1970-79) bzw. 65% (EA 1980-85) im Einsatz. Die Hälfte der Abgänge waren allerdings unvermeidliche Gründe wie: Wechsel der Partnermission (meist wegen Eheschließung mit einem Mitmissionar; d.h. sie stehen weiterhin im Einsatz, nur die organisatorische Anbindung hat sich geändert) (17%), Tod oder Ruhestand (15%), Berufung in die Heimatzentrale (8%), Lehrer für Missionarskinder mit befristeter Beurlaubung (3%) etc. Der Anteil der vermeidlichen Abgänge innerhalb von 10 Jahren betrug 11% (EA 1960-69), 14% (EA 1970-79) bzw. 17% (EA 1980-85). Dabei lag der Hauptgrund für die vorzeitige Beendigung in Konflikten mit Mitmissionaren und der daraus resultierenden Entmutigung. Weitere Faktoren waren: Schwierigkeiten in der Anpassung an die Kultur (Individualismus des Missionars in einer Gruppengesellschaft und Leistungsorientierung in einer beziehungsorientierten Gesellschaft), unterschiedliche Erwartungen von Projektträger und Missionar (Entscheidungskompetenzen, Prioritäten, Umgang mit Finanzen, Unterordnung), Ungeduld des Missionars (fehlende Ausdauer, kurzfristige Ziele und Erfolge), idealistische Vorstellungen (sehr hohe Erwartungen, Inflexibilität), begrenzte Belastbarkeit (Konflikt- und Kompromißunfähigkeit, „Narben an der Seele“). In den letzten Jahren haben ebenso die Schulausbildung der Kinder (besonders in Teenagerjahren), die mangelnde Erfüllung der Ehefrau sowie der Wunsch lediger nach Partnerschaft (insbesondere Ehe mit Einheimischen) an Bedeutung gewonnen. Es wird hieraus ersichtlich, daß die Hauptgründe für das Ausscheiden nicht in Krankheit, finanziellen Problemen oder den Lebensbedingungen im Einsatzland liegen, sondern vor allem im persönlichen und zwischenmenschlichen Bereich.

4. Vorzeitiger Abbruch bei nicht-westlichen Missionaren

Die vorzeitige Beendigung des Einsatzes ist jedoch nicht nur ein Phänomen der „verweichlichten“ Europäer und Nordamerikaner; in der Ausgabe 9/95 von „Training in Cross-Cultural Ministries“ wird erwähnt, daß in den letzten 5 Jahren 5400 Missionare von Brasilien entsandt wurden. Auf der nächsten Seite heißt es dann, daß gegenwärtig noch 1783 auf dem Felde seien - dies sind 33%. Ein erheblicher Anteil habe innerhalb des 1. Einsatzjahres den Einsatz abgebrochen. Bei kolumbianischen Missionaren habe die Abbruchrate 40% betragen, wobei ungenügende Vorbereitung, abfallende finanzielle

Unterstützung und mangelhafte Betreuung auf dem Feld als Hauptgründe genannt wurden. Von den chinesischen Missionaren aus Hongkong kamen 1985 55% vorzeitig (innerhalb des ersten Terms?) zurück; inzwischen sei es gelungen, die Abbruchrate auf 45% (!) zu reduzieren; die meisten wären nach 2 - 3 Jahren zurückgekommen. Als Hauptgründe werden genannt: mangelhafte Vorbereitung und eine übersteigerte Unabhängigkeit von Missionsgesellschaft und Missionar.

Als westliche Missionen hatten wir 200 Jahre Zeit zum Lernen, und ich bin überzeugt, daß unsere asiatischen und lateinamerikanischen Geschwister in wenigen Jahren die Defizite in der Vorbereitung, kulturellen Anpassung (insbesondere von Missionaren aus einer monokulturellen Heimat), Betreuung vor Ort und Zusammenarbeit aufholen werden. Sie werden viel schneller lernen als wir im Westen. Aber auch hier wird die zentrale Bedeutung der seelsorgerlichen Betreuung, der Begleitung in der Arbeit und der familiären Bedürfnisse (Frau und Kinder) deutlich.

5. Betreuung von Missionaren

Ein neuer (indirekter) Führungsstil ist erforderlich, geprägt von gegenseitigem Vertrauen, Eigenverantwortung und Mitwirkungsmöglichkeiten, interaktiver Entscheidungsfindung, Verlagerung der Entscheidungen (auch hinsichtlich der Genehmigung von Projekten) soweit als möglich aufs Feld. Missionare erwarten Hilfestellung und Führung im Einsatzland - dies setzt aber auch ihre Kompromißfähigkeit und Führbarkeit voraus, d.h. Bereitschaft, ihre Unabhängigkeit und ihren Individualismus zu opfern. Missionare erwarten Unterstützung, sind aber ebenso zu Rechenschaft verpflichtet und müssen sich ehrlichen Fragen stellen.

Auch Missionare erleben Extremsituationen und machen traumatische Erfahrungen im Einsatz; andere holt der Ballast der Vergangenheit ein oder die falschen Motive, die sie zum Auslandseinsatz geführt haben. Missionare brauchen die Unterstützung und Geborgenheit durch Teammitglieder, aber wie lange kann jemand in seinen Begrenzungen mitgetragen (d.h. ertragen) werden - blockiert er möglicherweise die Arbeit eines ganzen Teams? Wie weit geht die Verantwortung einer Missionsgesellschaft in der Wiederherstellung der emotionalen oder physischen Gesundheit? Ich bin dankbar für die wachsende Offenheit in den vergangenen Jahren, daß Missionare nicht mehr als unanfechtbare Superchristen angesehen werden und Erschöpfung oder Depressionen nicht mehr schamhaft versteckt werden; Missionare dürfen keine Angst haben, von der Missionsleitung fallengelassen zu werden. Auf der anderen Seite trägt aber auch der Missionar selbst Verantwortung für

seine Gesundheit und Zukunft, und eine fehlende Bereitschaft Fähigkeit, an Defiziten oder Verletzungen zu arbeiten, kann nicht unberücksichtigt bleiben.

6. Gegenseitige Verbindlichkeit

Die Verantwortung der Missionsgesellschaft gegenüber einem Missionar endet nicht bei der Rückkehr auf dem Flughafen in Frankfurt - es muß aber auch die Verantwortung des Missionars gegenüber dem Projekt gesehen werden. Ein Missionar kann nicht einfach gehen, wenn es ihm beliebt, vielleicht sogar „geistlich“ begründet: „Der Herr hat mir gezeigt, daß meine Zeit hier zu Ende ist.“ Wenn dies Gottes Führung ist, so wird er dies auch Kollegen im Team klar machen und die Umstände so fügen, daß das Projekt fortgeführt oder zum Abschluß gebracht werden kann. Ich denke hier auch an die Betonung von persönlichem Glück und Erfüllung (Eheschließung mit Einheimischen) oder den leichtfertigen Wechsel der Missionsgesellschaft, wenn sich ein Projekt nicht schnell genug entwickelt. Hierzu gehört auch die Loyalität gegenüber der Missionsgesellschaft, dem Projekt und der Partnerkirche - wie viele Enttäuschungen haben unsere afrikanischen Geschwister schon durch weiße Missionare erlebt. Die Loyalität gilt aber auch gegenüber den Gebetspartnern in Deutschland, die intensiv gebetet und opferbereit gegeben haben, denen ich mit Überzeugung und in schillernden Farben Gottes Führung in meinem Leben vermittelt habe, und nun ist alles plötzlich anders. Hier besteht Klärungsbedarf. Welche Enttäuschung, ja sogar persönliche Glaubenskrise kann dadurch ausgelöst werden! Darum ist gegenseitige Verbindlichkeit und Treue gefragt, nicht einseitige Erwartungen und Forderungen, ein freiwilliger Verzicht auf Autonomie. Das bedeutet, daß wir gegen den Strom der Zeit schwimmen, in dem Selbstverwirklichung und Unabhängigkeit über alles betont werden. Leider fehlt uns dabei das Übungsfeld der Verbindlichkeit in Familie und Gemeinde heute weitgehend.

Es wird Betreuung am Einsatzort erwartet - wie dankbar sind wir, daß viele Missionsgesellschaften heute auf den Einsatzfeldern speziell Seelsorger für die Begleitung der Missionare berufen haben. Wie wertvoll ist aber auch die Seelsorge von Missionaren aneinander und die gegenseitige Ermutigung. Der Wunsch, daß andere für mich da sind, bedarf der Ergänzung durch meine Handreichung für andere Kollegen und die Mitarbeit in Feldkomitees. Wie mühevoll ist es oft, die Verschiedenen Serviceleistungen und Aufgaben in einer Missionarsgemeinschaft zu verteilen. Ich kann nicht nur erwarten und empfangen, sondern darf auch mithelfen und geben. „Dient einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat (1. Petr. 4,10). Einander zu dienen, das hat zu jeder Zeit eine Herausforderung dargestellt.

Jeder Missionar hat auch eine Aufgabe an den Gebetspartnern in der Heimat, sie im Gebet zu begleiten und durch Rundbriefe und persönliche Briefe etc. in ihr geistliches Leben zu investieren. Das schließt auch die Offenheit und Verbindlichkeit gegenüber der Heimatgemeinde ein, sie an wichtigen Entscheidungen zu beteiligen. In der Apostelgeschichte hat sich der allmächtige Gott immer wieder Glaubensgeschwister bedient, um Menschen zu führen. Diese Verbindlichkeit gibt uns die Gelegenheit, freiwillig in gegenseitiger Abhängigkeit zu leben, entsprechend dem neutestamentlichen Bild vom Leib Christi, in dem die einzelnen Gliedmaßen voneinander leben und einander dienen.

IV. Zusammenfassung

Ich staune darüber, daß der allmächtige Gott uns begrenzte Menschen als seine Mitarbeiter berufen hat. ER, dem alle Engel zu Gebote stehen, der durch Träume und Wunder reden kann (und zuweilen auch tut), ER hat uns geringe Menschen als seine Botschafter berufen, um das Evangelium an die Enden der Erde zu tragen. Zu allen Zeiten hat ER Menschen gerufen, mit ihren Stärken und Schwächen und den Prägungen ihrer Zeit: Abraham, Mose, Jona, die Fischer am See Genezareth, Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts, der 60er und 90er Jahre. Jede Generation hatte ihre besonderen Stärken und Gelegenheiten, aber auch ihre Bedürfnisse und Gefährdungen. ER hat sie alle gerufen und begabt, hat mit ihnen - und manchmal trotz ihnen - Geschichte gemacht. Wir mögen unter den Begrenzungen unserer neuen Missionargeneration leiden; dennoch müssen wir anerkennen, daß zu keiner Zeit in der Kirchengeschichte mehr Menschen zum Glauben an Jesus Christus kamen, gezielter Gemeindebau vorangetrieben wurde und die unerreichten Volksgruppen mehr im Blickfeld waren als heute. Zu keiner Zeit der Kirchengeschichte gab es mehr Erweckungen und geistliche Aufbrüche als heute, aber auch zu keiner Zeit lebten mehr mit dem Evangelium unerreichte Menschen (aufgrund der Bevölkerungsexplosion). Wir dürfen an Gottes weltweitem Wirken beteiligt sein! Ich preise Gott dafür!

V. Anhang

1. Megatrends in unserer Welt

a) Schwerpunktverschiebung von Nord nach Süd

- numerisches Wachstum im Süden;
- wachsendes Selbstbewußtsein der Kirchen

- b) *Schwerpunktverschiebung vom Westen in Richtung Ostasien*
- c) *Bevölkerungsexplosion in der sich entwickelnden Welt 50% der Bevölkerung unter 18 J.*
- Verelendung der Massen
 - Bedeutung von Jugendarbeit
 - Schul- und Berufsausbildung
- d) *Wachstum der Großstadtballungsräume*
- Landflucht
 - Zuwanderung in die Großstadtgebiete
 - Entwurzelung der Menschen
 - Verlust der eigenen Kultur
 - 1300 Mill. Verelendete in Slums
 - die meisten Unerreichten leben in den Großstädten, nicht im Urwald
 - neues Konzept von Gemeindegründung
- e) *Verelendung der Massen, daher zunehmende Rückbesinnung auf die glorreiche Vergangenheit*
- Desillusionierung vom Westen (Materialismus, Atheismus, Wertelosigkeit)
 - Erstarkung des Islam und des Hinduismus
- f) *Völkerwanderung in den Westen*
- Flüchtlingsströme
 - isolationistische Tendenzen im Westen („Burg Europa“)
- g) *Wasserknappheit*
- künftige Kriege werden um Wasser geführt
- h) *Umweltzerstörung in der „2/3-Welt“*
- Abholzung der Wälder führt zu Bodenerosion u. Überschwemmungen
 - Versalzung der Böden
 - Pestizide, Schwermetalle, Abfälle
 - Luftverschmutzung

i) *schnelle Kommunikation*

- Verbreitung von Nachrichten durch die Medien
- die Weltöffentlichkeit ist überall dabei
- Informationssendungen im Fernsehen
- Vereinheitlichung der Werte und Ideen
- Toleranz und Pluralismus als Denkprinzip

j) *wachsende Bedeutung der sozialen Gerechtigkeit*

- Armut, Slums, Arbeitslosigkeit
- wachsendes Selbstbewußtsein der Völker
- Menschenrechte
- Religionsfreiheit

2. Strukturwandel in der Weltmissiona) *Säkularisierung im Westen führt zu Verunsicherung*

- Relativierung aller Werte
- Dialog der Religionen
- Synkretismus

b) *Wachstum der südlichen Gemeinden*

- Nachfolger Jesu mit weißer Hautfarbe sind längst eine Minderheit

c) *Mission ist keine Einbahnstraße von West nach Süd*

- drastische Zunahme der nicht-westlichen Missionare (Brasilien, Indien, Korea, Nigeria)

d) *Internationale Teams*

- gegenseitige Befruchtung und Ergänzung

e) *Partnerschaft mit nationalen Gemeinden*

- Arbeit unter einheimischer Leitung
- Wandel der Beziehungen von „dependence --> independence --> inter-dependence“

f) *Kooperation im Einsatzland*

- networking

- horizontale Kooperation (z.B. der Radiomissionen, Literaturherstellung, Linguistik)
 - vertikale Kooperation (verschiedene Dienste innerhalb einer Volksgruppe)
- g) *wachsendes Interesse an den Unerreichten*
- 10/40-Fenster
 - Remissionierung Europas
- h) *wachsendes Bewußtsein für die Dimension des geistlichen Kampfes*
- problematische Entwicklungen: Konzept der Gebetsmärsche und territorialen Mächte
- i) *fortschreitende Spezialisierung*
- Linguisten, Agrarfachleute, Anthropologen, Videospezialisten, Computerprogrammierer, Buchhalter
 - wachsender Bedarf an Bibellehrern
- j) *Verfolgung der Gemeinde Jesu*
- 300 000 christliche Märtyrer pro Jahr
 - Beschränkung der Mission durch Regierungen
- k) *Zeltmacherarbeit*
- begrenzter Zugang für klassische Missionare
 - natürliche Kontakte zu speziellen Bevölkerungsschichten (z.B. Geschäftsleute)
 - Botschafter Jesu mit säkularer Identität
 - „non-residential missionaries“
- l) *weltweite Verkündigung des Evangeliums*
- 33 - 133 Mill. Bekehrungen/Jahr = 15 000/h (aber 142 Mill. Geburten pro Jahr)
 - Radio, Fernsehen, Video in der Evangelisation
 - Literatur in der Evangelisation
 - 2500 evangelistische Großprojekte/Jahr wie „Pro Christ
- m) *1000 Missionsgesellschaften in der 2/3-Welt*

- n) *die charismatische Bewegung*
- o) *wachsender Pluralismus der Denominationen*
 - 23 500 Denominationen weltweit
 - 10 000 neue Religionen und Sekten

3. Neuer Missionarstyp

- a) *Soziologische Faktoren*
 - Durchschnittsalter bei Erstausreise über 30 J.
 - hoher Ausbildungsstand, gute Fachkenntnisse
 - Berufserfahrung
 - oft verheiratet und mit Kindern
- b) *hohe Erwartungen*
 - klare „job description“
 - persönliche Erfüllung (Selbstbestätigung) im Dienst
 - konkrete Vorstellungen über Aufgabe --> Verlust an Flexibilität
 - Sicherheit und Versorgung
 - soziale Absicherung (Rente, berufliche Weiterbildung, Wiedereingliederungshilfen ...)
 - Bereitschaft zum Dienen?
- c) *Stellenwert familiärer Bedürfnisse*
 - persönliche Freizeit
 - Trennung von Familie, Zeit für Frau und Kinder
 - Schulausbildung der Kinder
 - Wohlbefinden der Kinder
 - Erfüllung der Ehefrau
- d) *Persönliche Belastbarkeit*
 - Kinder der Überflußgesellschaft
 - aufgewachsen in zerbrochenen Familien
 - Zerfall ethischer Werte
 - Narben an Seele durch Vorleben (Drogen, zerbrochene Beziehungen, sexuelle und okkulte Erfahrungen)
 - hochgesteckte Erwartungen an Aufgabe und Missionarskollegen

- mangelndes Vertrauen in Gottes Führung und Versorgen
- Zeit für Hobbys, Entspannung

e) *Konflikt und Kompromißfähigkeit*

- Konflikte mit Mitmissionaren

f) *Kommunikation*

- indirekter, interaktiver Führungsstil
- Offenheit, kollegialer Umgang, freies Aussprechen von Problemen
- geringe Distanz zu Vorgesetzten, wird von Älteren zuweilen als Respektlosigkeit empfunden

g) *Interesse an Kurzeinsätzen*

- 6 Wochen - 2 Jahre
- persönliche Bereicherung statt effektiver Dienst vor Ort und sparsamer Umgang mit Finanzen
- kurzfristige Ziele
- Missionstourismus? (preiswerter Ferntourismus)
- weltweite Information (Fernsehreportage)
- die Welt schrumpft zum Dorf --> hohe Ansprüche an Reisedienst von Missionaren

Hansgerd Gengenbach

Finanzierungsmodelle für missionarische Arbeit

Modelle sind Versuche, die Wirklichkeit abzubilden.

I. Rahmenbedingungen

1. Bedarf an Personal und Sachen

Wenn bei der missionarischen Arbeit keine Kosten entstehen, ist die Finanzierung kein Problem; beispielsweise läuft alles mit ehrenamtlichen Kräften. Sachkosten fallen keine an oder sie werden anderweitig getragen.

Wenn bei der missionarischen Arbeit geringe Kosten entstehen, ist die Finanzierung leichter als bei größeren Kosten. Der Hauptkostenfaktor „Personal“ sollte gering gehalten werden:

- viel ehrenamtlich
- geringe Gehälter, geringe Nebenkosten
- Mitarbeiter bringen Geld mit (Freundeskreise)
- Sachkosten gering halten
- Ausstattung mit Geräten, Mobiliar, Fahrzeugen

2. Örtliche Gegebenheiten

- Standort (Mieten, Grundstücke, Verkehrsanbindung)
- Verbrauchskosten (Strom, Wasser, Heizung, Telefon, Porto)

3. Behörden

Welche Auflagen, finanzielle Forderungen oder Förderungen gibt es von behördlichen oder halbbehördlichen Stellen? Z.B. Steuern, Sozialversicherungsbeiträge, Zuschüsse; Sondervereinbarungen.

4. Werksethik und Werksgeschichte

Welche Geldquellen „angezapft“ wurden, werden und werden sollen, ist eine Frage der „Werksethik“, der „Werksgewohnheit“ und der Einstellung der ein Werk prägenden Personen, also der „Werksgeschichte“. Stichworte sind:

- Glaubenswerk: Wo fängt es an? Wo hört es auf?

- Werbung: Was ist nötig? Was ist vertretbar? Was machen die anderen (Zugzwang)? Spendengrundsätze (Spendensiegel)? Was ist nicht mehr zu verantworten?
- Abhängigkeiten: von staatlichen Stellen, von kirchlichen, von Privatpersonen oder Firmen
- Anreize: Steuerersparnis, Anteile, Rechte

„Alte“ Werke tun sich schwerer mit neuen Modellen als „junge“ Werke. Die Reaktionen von Spendern auf neue Finanzierungsmodelle sind unterschiedlich bei bekanntem bzw. unbekanntem Spenderkreis.

II. Verschiedene Modelle

1. Das „Traditionsmodell“

Eine missionarische Arbeit - egal, ob sie vom Werk oder von Spendern initiiert wurde - findet die nötigen Unterstützter, die das Anliegen mittragen und dafür Geld geben.

- Zweck des Modells: den allgemeinen Satzungszweck der Einrichtung fördern, die Darstellung der Gesamtaktivitäten der Einrichtung reicht aus
- Nutzen: für die Einrichtung direkt; die Freunde „finden die Arbeit allgemein gut“
- Kongruenzprozeß: Information, Werbung, Bitten (eindeutig, verschlüsselt)
- Finanzierung: per Spendeneingang in den „großen Topf“
- Durchführung: Werbung, Einnahme, Verbuchung, satzungsgemäßer Einsatz mit Entscheidungsfreiheit bei der Einrichtung
- Rechenschaft: Bericht, Erfolg, Nöte, Bedarf, Fortsetzung des bisherigen Verhaltens

2. Das „transparente Traditionsmodell“

Vertrauensverlust in die „gemeinnützige Szene“ erfordert, daß die Arbeit durchsichtiger wird. Es werden Teilbereiche in der Arbeit gebildet. Dabei muß der Teilbereich so faßbar sein oder gemacht werden, daß die potentiellen Unterstützter diesen Teilbereich der Arbeit als vertrauensvoll im Sinne ihrer Vergabekriterien ansehen. Sie tragen ihn mit und geben Geld dafür.

- Zweck des Modells: den allgemeinen Satzungszweck fördern, wobei ein Teilbereich herausgestellt wird, aber noch nicht die eigentliche missionarische Arbeit
- Nutzen: für einen Teilbereich einer Einrichtung, die Freunde „finden ihn gut“

- Kongruenzprozeß: detailliertere Information, Werbung, Bitten (eindeutig, verschlüsselt)
- Finanzierung: per Spendeneingang mit etwas eingeschränkter Zweckbestimmung
- Durchführung: Werbung, Einnahme, Verbuchung, satzungsgemäßer und zweckbestimmter Einsatz
- Rechenschaft: genauer Bericht, Erfolg, Nöte, Bedarf, Fortsetzung

3. Das „Steuersparmodell“

Wenn eine missionarische Arbeit von einem gemeinnützigen Träger durchgeführt wird, können Spendenquittungen erteilt werden, deren Vorlage durch den Spender bei seinem Finanzamt unter gewissen Voraussetzungen zu einer Steuerersparnis führt. Ideelle Freunde haben einen Nebeneffekt. Andere Freunde haben materiellen Anreiz.

- Zweck des Modells: Förderung der missionarischen Arbeit
- Nutzen: für die missionarische Arbeit; auch Steuerersparnisse beim Spender, je höher desto besser, 5% oder 10%
- Kongruenzprozeß: Information, Werbung, Bitten (eindeutig, verschlüsselt)
- Finanzierung: per Spendeneingang
- Durchführung: Werbung, Einnahme, Verbuchung, Spendenquittung, Steuervorteil
- Rechenschaft: Bericht, Erfolg, Nöte, Bedarf, Fortsetzung

4. Das „Aktionsmodell“

Freunde starten Aktionen mit dem Ziel, einer Einrichtung zu helfen bzw. eine missionarische Arbeit zu unterstützen. Bei Insidern als Zahlenden wird i.d.R. ein Basar, ein Missionsverkauf oder eine Tombola durchgeführt, bei Outsidern beispielsweise ein Flohmarkt, ein Straßenfest oder eine Bewirtung.

- Zweck des Modells: Einrichtung oder missionarische Arbeit fördern
- Nutzen: die „Kunden“ bekommen etwas für ihr Geld; finanzieller Erlös für die Einrichtung
- Kongruenzprozeß: findet (fast) nur hinsichtlich der „verkauften Leistung“ statt
- Finanzierung: durch Verkauf von Leistungen
- Durchführung: Aktionen mit Angeboten sollen Geld bringen; *Achtung*: Steuern und Genehmigungen

- Rechenschaft: ggf. gegenüber Behörden und intern; weiterer Bedarf; Folgeaktion

5. Das „Vermögensverwaltungsmodell“

Eine Einrichtung kann steuerfrei Erträge aus ihrem Vermögen ziehen. Die Verwendung ist ohne Zweckbestimmungseinschränkung möglich, z.B. Vermietung und Verpachtung, Zinserträge, Werbefläche.

- Zweck des Modells: steuerfreie Erträge zugunsten der Einrichtung
- Nutzen: bei der Einrichtung; Erträge sind frei einsetzbar
- Kongruenzprozeß: Information, Werbung über Mietmöglichkeiten (Wohn-, Gewerbe- oder Werbefläche)
- Finanzierung: Erträge bringen Überschuß (nach Abzug der Kosten für die Vermögenserhaltung) für die Einrichtung
- Durchführung: Finden von Vertragspartnern, die für die Nutzung des Vermögens der Einrichtung etwas zahlen
- Rechenschaft: Bericht, Erfolg, Bedarf, Fortsetzung

6. Das „Überschußmodell“

Irgendeine andere Aktivität verläuft so, daß dort mehr Einnahmen als Ausgaben entstehen. Der Überschuß fließt der missionarischen Arbeit zu. Dies können allgemeine Spenden (Vorsicht: Zweckbestimmung!) oder wirtschaftliche Aktivitäten sein (die das Finanzamt schon entdeckt hat oder nicht).

- Zweck des Modells: Überschuß zu produzieren
- Nutzen: für die zahlenden „Kunden“ und für die missionarische Arbeit
- Kongruenzprozeß: Produkt-/Leistungsinformation, Werbung, evtl. „guten Zweck“ zeigen und erkennen
- Finanzierung: durch Erträge/Umsatz/Honorare
- Durchführung: Umsatz für ein Produkt oder eine Leistung erzielt Überschuß nach Steuern für missionarische Arbeit
- Rechenschaft: Bericht, wirtschaftlicher Erfolg, Bedarf, Fortsetzung

7. Das „Darlehensmodell“

Es wird darum geworben, daß Freunde Geld dem Werk zur Verfügung stellen, anstatt es auf eine Bank zu legen. Als zinsloses oder zinsgünstiges Darlehen kann es für die missionarische Arbeit „arbeiten“, d.h. der Zinsertrag, den das Werk erzielt, fließt in die missionarische Arbeit. Die Gefahr besteht darin, daß auch das Darlehen selbst aufgezehrt wird. Wenn es dann zurück-

gezahlt werden muß, kann es eng werden. Wenn sowieso Kredite benötigt werden, senken zinslose oder zinsgünstige Darlehen die Kosten.

- Zweck des Modells: Zinserträge oder Zinersparnisse für die Einrichtung; evtl. zugunsten einer missionarischen Arbeit
- Nutzen: bei der Einrichtung; beim Darlehensgeber, wenn er Gutes tun kann
- Kongruenzprozeß: Information, Werbung, Bitten (eindeutig, verschlüsselt)
- Finanzierung: Zinserträge oder -ersparnisse aus Darlehen
- Durchführung: Darlehen werben, Anlegen, Umschulden, Erträge ziehen
- Rechenschaft: Bericht, Erfolg, Nöte, Bedarf, Fortsetzung

8. Das „Leihmodell“

Privatleute oder Firmen haben Gegenstände (Einrichtungen, Autos, Maschinen) in ihrem Eigentum und stellen sie der Einrichtung (ggf. für eine missionarische Arbeit) zur Verfügung. - Denkbar ist es auch, daß Mitarbeiter anderweitig angestellt sind und bezahlt werden, daß sie aber für eine missionarische Arbeit freigestellt sind.

- Zweck des Modells: missionarische Arbeit fördern
- Nutzen: bei der Einrichtung für missionarische Arbeit
- Kongruenzprozeß: Information, Bitten
- Finanzierung: Ausgaben werden anderweitig getragen
- Durchführung: passenden „Gönner“ finden
- Rechenschaft: dem Gönner gegenüber

9. Das „Projektmodell“

Wenn eine missionarische Arbeit kein Projekt ist, wird möglichst eins darausgemacht. Das Modell orientiert sich am „Bedarf“. Die Spender wollen angeblich Projekte. Sie erscheinen ihnen durchschaubarer und glaubhafter.

- Zweck des Modells: Projektzweck; gleichzeitig wird Wunsch nach Durchsichtigkeit „erfüllt“
- Nutzen: missionarische Arbeit als Projekt; Einrichtung kommt an Geld; Spender sind „zufriedener“
- Kongruenzprozeß: detaillierte Information, Werbung, Bitten (eindeutig, verschlüsselt)
- Finanzierung: per Spendeneingang mit stark eingeschränkter Zweckbestimmung

- Durchführung: Werbung, Einnahme, Verbuchung, satzungsgemäßer und zweckbestimmter Einsatz-, Gefahr der Überzeichnung und Restmittelverwendung
- Rechenschaft: Bericht, Erfolg, Nöte, Bedarf, Fortsetzung; d.h. Folgeprojekte

10. Das „Werbungsmodell“

Mit ausgeklügelter Werbung wird eine Zielgruppe angesprochen. Erfahrungen aus der Werbewirtschaft werden voll genutzt. Die Werbemedien sprechen an und wirken.

- Zweck des Modells: Mittelgewinnung für den „beworbenen“ Zweck (Projekt)
- Nutzen: beim „beworbenen“ Zweck (Projekt); beim Spender, weil er „Gutes“ getan hat
- Kongruenzprozeß: Information, Werbung, Bitten, Appell an Gefühle (eindeutig, verschlüsselt)
- Finanzierung: per Spendeneingang
- Durchführung: Werbung, Einnahme, Verbuchung
- Rechenschaft: Bericht, Erfolg, Nöte, Bedarf, Folgewerbung

11. Das „Anstatt-Modell“

Freunde bitten ihre Umgebung, statt Geschenken zu einem bestimmten Anlaß Spenden an eine Einrichtung z.B. zugunsten einer missionarischen Arbeit zu geben. Möglich bei Geburtstagen, Hochzeiten, Beerdigungen usw.

- Zweck des Modells: missionarische Arbeit fördern
- Nutzen: bei den Schenkern, deren guter Einsatz „dokumentiert“ wird
- Kongruenzprozeß: Information, Werbung, Bitten (eindeutig, verschlüsselt)
- Finanzierung: teilweise durch vollständig Werksfremde per Spende
- Durchführung: per Überweisung; Weiterleitung und Bedankung regeln!
- Rechenschaft: Bericht, Erfolg, Bedankung

12. Das „anteilige Benefizmodell“

Beim Verkauf irgend welcher Güter/Produkte wird propagiert, daß x DM für eine bestimmte Einrichtung/Aktion sind.

- Zweck des Modells: Verkauf eines Gutes und Förderung einer Einrichtung oder einer missionarischen Arbeit

- Nutzen: beim Hersteller und bei der Einrichtung
- Kongruenzprozeß: kann gesplittet sein; also nur bezüglich Gut/Produkt, nur hinsichtlich „gutem Zweck“, oder kombiniert
- Finanzierung: Umsatz erbringt Geld für die Einrichtung oder die missionarische Arbeit
- Durchführung: Anstoß zu diesem Vorhaben; Finden eines geeigneten Umsatzträgers (Schallplatte, Konzert, Brot, Telefonkarte); Werbung und Präsentation; Produktion; Vertrieb; Geldentgegennahme; vereinbarte Verwendung
- Rechenschaft: gegenüber Initiatoren und der Öffentlichkeit

13. Das „Sponsoringmodell“

Besonders bekannt bei Sportvereinen. Es ist mehr als nur „Werbung“. Ein Produkt/eine Firma wird mit einer Einrichtung „verbunden“. Wenn das „Sponsoringkonzept“ stimmig ist, erkennt das Finanzamt die bei der Firma anfallenden Kosten als Betriebsausgaben an. Die Einrichtung muß mit ihrem Image zu fördernden Produkt positive Wirkung verschaffen.

- Zweck des Modells: Geld für die Einrichtung, für eine missionarische Arbeit und Umsatz- oder Imageförderung eines Produktes/einer Firma
- Nutzen: für die Einrichtung und für die Firma
- Kongruenzprozeß: Suche nach einem Sponsor, Konzepterarbeitung
- Finanzierung: vertragliches Entgelt
- Durchführung: vertragliche Leistungen (z.B. Aktionen) werden erbracht
- Rechenschaft: Erfolgskontrolle beim Partner, Fortsetzung

14. Das „Miteigentumsmodell“

Freunde sind bereit, z.B. bei Immobilien Teile zu erwerben (wie Eigentumswohnungen). Diese stellen sie dann der Einrichtung (z.B. für die missionarische Arbeit) günstig (kostenlos) zur Verfügung. - Die Frage der Veräußerung (auch Vererbung) der Anteile muß geklärt sein. Ein solcher Fall kann von der Einrichtung zu einem ungünstigen Zeitpunkt viel Geld abverlangen, um den Anteil vor „falschen“ Händen zu bewahren.

- Zweck des Modells: missionarische Arbeit fördern
- Nutzen: bei Einrichtung und Miteigentümer (evtl. steuerlich)
- Kongruenzprozeß: Information, Bitten
- Finanzierung: Ausgaben (Investitionen, Miete) gespart
- Durchführung: Konzept entwickeln; Finanzierung, Betrieb und Veräußerungen klar regeln; Investoren finden, bauen, nutzen

- Rechenschaft: Abrechnung gegenüber Miteigentümern

15. Das „Abschreibungsmodell“

Wenn in einer missionarischen Arbeit eine Immobilie gebraucht wird, kann daraus ein „Abschreibungsmodell“ gemacht werden. Für Freunde mit einem höheren Steuersatz kann es interessant sein, nicht nur die 5% oder 10% der normalen Spenden zu erhalten. Für sie können sich Verlustzuweisungen lohnen. Der Kauf, der Umbau und der Betrieb einer Immobilie können sich dafür eignen. Mit dem zuständigen Finanzamt ist so ein Modell aber *vorher* deutlich abzuklären!

- Zweck des Modells: Steuerersparnis in größerem Stile
- Nutzen: bei den Freunden und der missionarischen Arbeit
- Kongruenzprozeß: Information, Werbung, Bitten, gezieltes Ansprechen
- Finanzierung: durch Einlagen/Darlehen von Freunden; parallel dazu Spendenwerbung
- Durchführung: in Abstimmung mit dem Finanzamt als Abschreibungsprojekt zur (teilweisen) Ermöglichung einer missionarischen Arbeit
- Rechenschaft: Bericht gegenüber Gläubigern und Finanzamt, Erfolg, Bedarf, Fortsetzung, Verkauf

16. Das „Zuschußmodell“

Die Einrichtung erhält für ihre Arbeit, evtl. speziell für die missionarische Arbeit, Zuschüsse von staatlichen oder kirchlichen Stellen. Das ist einerseits bequem, andererseits aber mit der Gefahr von Abhängigkeiten verbunden. Hinzu kommt ein gewisses Maß an Verwaltungsaufwand.

- Zweck des Modells: Förderung eines bestimmten Zwecks, auf den die Arbeit der Einrichtung oder die missionarische Arbeit (mehr oder weniger) paßt
- Nutzen: bei der Einrichtung und bei der Zuschuß gebenden Stelle
- Kongruenzprozeß: über Anträge, Verhandlungen, akzeptierte Bewilligungsbescheide mit deren Bedingungen und Auflagen
- Finanzierung: Überweisungen der Fördermittel an die Einrichtung
- Durchführung: über Anträge, Bewilligung, vereinbarte Abwicklung
- Rechenschaft: gegenüber den Zuschußgebern zu den vereinbarten Zeitpunkten in der vereinbarten Art und Weise; gegenüber den internen Stellen

17. Das „Geldbußenmodell“

Gerichte können Geldbußen zugunsten der Staatskasse oder zugunsten gemeinnütziger Einrichtungen verhängen. Letztere müssen allerdings in einer Liste des Gerichtes stehen. Jede Einrichtung kann versuchen, sich dort eintragen zu lassen. Nachteilig sind lange Anlaufzeiten und ein hoher Bürokratieaufwand.

- Zweck des Modells: missionarische Arbeit fördern; Gerichten Möglichkeiten bieten
- Nutzen: beim Gericht und bei der Einrichtung
- Kongruenzprozeß: Information, Bitten, Antrag auf Aufnahme
- Finanzierung: unkontrollierbare Einnahmen
- Durchführung: Verpflichtungen gegenüber dem Gericht mit hohem Aufwand; Wiederholungsanträge für Leistung
- Rechenschaft: Abrechnung gegenüber dem Gericht

18. Das „Lotteriemodell“

Es gibt verschiedene aus Lotteriemitteln gespeiste „Töpfe“, aus denen speziell soziale Anliegen/Einrichtungen gefördert werden.

- Zweck des Modells: missionarische Arbeit fördern; der die Lotteriemittel verwaltenden Stelle Möglichkeiten zum sinnvollen Geldeinsatz bieten
- Nutzen: bei der Einrichtung und bei der die Lotteriemittel verwaltenden Stelle
- Kongruenzprozeß: über Anträge, Verhandlungen, akzeptierte Bewilligungsbescheide mit deren Bedingungen und Auflagen
- Finanzierung: Überweisungen der Fördermittel an die Einrichtung
- Durchführung: über Anträge, Bewilligung, vereinbarte Abwicklung
- Rechenschaft: Gegenüber der Zuschußgebern zu den vereinbarten Zeitpunkten in der vereinbarten Art und Weise; gegenüber den internen Stellen

Lydia Radlingmayr

Gestaltung des Heimataufenthaltes

I. Vorstellung

Ich bin Lydia Radlingmayr, mein Mann Fritz Radlingmayr ist Österreicher; wir haben vier Kinder. 1975 reisten wir mit zwei kleinen Kindern als Missionare der DMG und SIM nach Benin aus. Wir waren vier Terms jeweils drei Jahre auf dem Missionsfeld und arbeiteten unter dem Stamm der Fulani in einer „Buschsituation“. Unsere Kinder besuchten amerikanische Internatsschulen in Nigeria und später im Niger. 1987 kamen von der DMG eine deutsche Lehrerin, die sie in der Internatsschule in Niamey in den deutschen Hauptfächern unterrichtete. Diese Lösung war optimal. Wir hatten drei Heimataufenthalte. Im ersten Heimataufenthalt waren wir acht Monate in Deutschland und Österreich, in den folgenden jeweils ein Jahr, damit unsere Kinder ein komplettes Schuljahr in Deutschland absolvieren konnten. 1990 kamen wir zurück und blieben hier, um unsere Kinder während den entscheidenden Jahren ihres Schulabschlusses, dem Hineinfinden in die Berufsentscheidung und bei der Wiedereinwurzelung in der Heimat zu begleiten.

II. Die Vorbereitung des Heimatdienstes

Es wird viel Zeit für die Vorbereitung auf den Missionsdienst verwendet, oft Jahre. Auch die Rückkehr braucht Vorbereitung: Ein gutes Gelingen des Heimatdienstes hängt von einer guten Vorbereitung ab. Diese geschieht nicht erst beim Antritt des Heimatdienstes, sondern permanent auf dem Missionsfeld. Die Veränderungen im Heimatland vollziehen sich heutzutage in einem rasanten Tempo. Der Missionar muß sich möglichst gut darüber informieren, was im Heimatland vorgeht. Wir haben z.B. regelmäßig „idea“, „diakrisis“ und säkulare Zeitungen gelesen, die Frau mitunter auch eine Modezeitschrift. Je gründlicher wir vorbereitet sind auf das, was uns begegnet, desto besser können wir damit umgehen und desto kleiner ist der „Kulturschock“ bei der Rückkehr. Eine gute Lektüre für Eltern mit Schulkindern ist auch „Glaube und Erziehung“ (früher „Der Lehrerbote“), eine achtseitige Zeitschrift für christliche Erziehung.¹ In den Schulen finden heute große Veränderungen statt, mit denen wir uns befassen müssen.

¹ Versand: Evangelische Lehrerergemeinschaft, Karl Ebinger, Schulhaus, 72657 Altenriet.

Die Reflexion über den vergangenen Term und Auswertungsgespräche zwischen Missionar und Feldleitung sind wichtig, gerade auch nach einem schwierigen Term, um die Dinge positiv aufarbeiten und neue Weichen stellen zu können.

III. Die Wohnung

Bei der Wohnungsfrage müssen die Bedürfnisse des gesamten Heimatdienstes in Betracht gezogen werden. Ideal ist es, wenn die Heimatgemeinde und der Wohnort der näheren Verwandten nicht zu weit voneinander liegen und beide Seiten mithelfen, eine Wohnung zu finden und einzurichten, die auch in zumutbarer Nähe zur Schule liegt. Wir hatten als Familie das Vorrecht, in jedem Heimatdienst auf dem Buchenauerhof, in der Heimatzentrale der DMG, wohnen zu können. Die Wohnung war komplett eingerichtet. Wir durften einfach einziehen und uns erst mal ausruhen. Es waren Menschen da, die uns verstanden. Als wir unsere ersten Einkäufe erledigen mußten, stand auch schon das Auto bereit. Für diese Wohltaten sind wir heute noch dankbar. Unsere Kinder freuten sich immer sehr auf den Heimataufenthalt, weil der Buchenauerhof ihnen Heimat war. Sie trafen bestimmte Leute und vor allem einige der alten Freunde wieder, mit denen sie auf eine Schule gehen konnten, die sie schon kannten. Diese ideale Situation könnte auch eine Heimatgemeinde ihrem Missionar bieten. Das gegenseitige Geben und Nehmen zwischen Missionar und Heimatgemeinde wie in einer großen Familie belebt die Gemeinde und motiviert für die Mission. Die Gemeinde lernt, die Welt mit anderen Augen zu sehen, wenn der Missionar während seines Heimatdienstes in der Gemeinde lebt. Dabei ist es wichtig, daß der Missionar zuerst einmal zur Ruhe kommen muß, um sich dann wieder in der Gemeinde einzubringen. Wenn ihn die Gemeinde finanziell zum großen Teil trägt, ist es auch für den Missionar von großem Vorteil: Er braucht dann nicht so viel Reisedienst zu machen.

Wenn die Wohnverhältnisse bei Verwandten sehr eng sind, kann es zu Reibungen zwischen unterschiedlichen Persönlichkeiten kommen. So ein Heimatdienst kann sehr stressig und angespannt werden. Ledige Missionarinnen mieten sich manchmal in ihrem Heimatort ein Zimmer, um freier zu sein, auch Gäste einzuladen. Sie können sich dann immer noch genug ihren Eltern widmen, aber sie sind nicht „abhängige Kinder“. Für Ledige ohne Angehörige kann der Heimataufenthalt eine einsame Zeit sein.

IV. Kleidung

In den ersten Tagen des Heimataufenthaltes stellt sich die erste praktische Frage: Was ziehe ich an? Das ist eine persönliche Geschmacksfrage. Dabei sollten folgende Überlegungen eine Rolle spielen: In welchen Kreisen bewege ich mich? Was ist akzeptabel und was nicht? Auch wenn wir darin Freiheit haben, sollen wir uns aus Liebe zu unseren Missionsfreunden bemühen, bei ihnen keinen Anstoß zu erregen. Eltern von Teenagern müssen unbedingt darauf achten, daß die Kleidung ihrer Kinder kein Anlaß zu Hänseleien in der Schule gibt, weil sie z.B. völlig aus der Mode gekommen ist. Missionskinder im Teenageralter haben schon genug Probleme zu bewältigen und sollen sich in ihrer Kleidung wohl fühlen. Deshalb braucht diese nicht teuer zu sein.

V. Schule

Für viele Missionarskinder ist das Einleben in der Schule in Deutschland eine große Umstellung. Wir haben schon auf dem Missionsfeld daran gearbeitet, daß unsere Kinder auf demselben Unterrichtsniveau sind wie die Kinder in der deutschen Schule. Wir besorgten uns vor den Sommerferien die Schulbücher der jeweiligen Klasse und übten in den Ferien. Wir ermutigten die Kinder, deutsche Bücher zu lesen, um wieder mehr in die Sprache hineinzukommen. Schon dabei zeigt sich, ob das Kind den Anforderungen der jeweiligen Klasse und Schule gewachsen ist. Es braucht aber einen gewissen Vertrauensvorschuß von Seiten der Lehrer; sie sollten den Kindern Zeit lassen, sich einzugewöhnen und eventuelle Rückstände aufzuholen. Da sind offene Gespräche mit der Schulleitung und den Klassenlehrern nötig. Der Umgangston in den Schulen hier war viel rauher, das Verhältnis zu den Lehrern nicht so persönlich und freundschaftlich wie in der Schule für Missionarskinder. Oft kamen die Kinder entmutigt und verunsichert heim, und es brauchte viel Einfühlungsvermögen und Verständnis von Seiten der Eltern, insbesondere der Mutter. Die Mutter sollte besonders in der ersten Zeit ganz für ihre Kinder da sein und andere Dienste auf später verlegen, wenn die Kinder sich eingelebt haben und von einer anderen Person betreut werden können. Für Teenager ist es stressig, wenn ihre Klassenkameraden in einem Jargon reden, der ihnen fremd ist; sie fühlen sich „out“. Alles ist anders, und sie selbst sind anders. Ihr Status ist plötzlich ein ganz anderer. Es ist wichtig, daß wir als Eltern über die typischen Verhaltensmuster nach der Rückkehr bei uns selber und bei unseren Kindern Bescheid wissen und Hilfe in Anspruch nehmen, um uns wieder zu integrieren. Es gibt heute gute Bücher zu diesem Thema. Im Gespräch bei den Mahlzeiten können viele Dinge aufgearbeitet und nach und nach überwunden werden.

VI. Die persönliche „Generalüberholung“

Oft gibt es auf dem Missionsfeld - je nach Situation - nur unzureichende medizinische Versorgung. Im ersten Monat des Heimataufenthaltes geht es meist zur Untersuchung ins Tropenkrankenhaus. Notwendige Behandlungen können dann von Anfang an im Terminkalender eingeplant werden.

VII. Urlaub

Nach dem Hoch der Heimreise geht es emotional oft erst durch ein Tief. Die Wiedereingewöhnung fällt einem unverheirateten Missionar manchmal schwerer, Familien haben einander. In der ersten Zeit ist der Missionar oft verwirrt, fühlt sich isoliert, entfremdet, verunsichert und müde. Es braucht verständnisvolle Menschen, die dem Missionar zur Seite stehen und sich die Zeit nehmen, ihm zuzuhören. Das Ziel dieser ersten Zeit der Ruhe ist, wieder zu innerer Ausgeglichenheit zu finden. Die ersten zwei Monate sollten völlig frei gehalten werden von Diensten. Es braucht erst ein Zur-Ruhe-kommen, eine Neubesinnung, um die vergangenen Jahre zu reflektieren und zu verarbeiten. Es braucht Stille, um persönliche Probleme erkennen zu können. Es braucht Klarheit der Gedanken, um das in Worte fassen zu können, was man weitergeben möchte. Es braucht Zeit, um mit den Veränderungen klarzukommen und um sich wieder mit seiner veränderten Persönlichkeit zu Hause zu integrieren. Nach solcher Besinnung wird es ein fruchtbarer Heimatdienst sein. Frauen brauchen an dieser Stelle vielleicht mehr Zeit als Männer. Missionsleitungen sollten im Gespräch mit dem Missionar einschätzen, wieviel Zeit der Einzelne braucht, bis er fähig ist, seinen Reisedienst aufzunehmen.

Es ist gut, sich schon auf das Missionsfeld Prospekte für Freizeiten für Erwachsene oder Jugendliche kommen zu lassen und diese rechtzeitig einzuplanen. Solche Freizeiten schaffen neue Kontakte und helfen, die kulturellen Barrieren zu überwinden. Es gilt, einfach alles auszunutzen, um wieder neu aufzutanken. Gottesdienstbesuche, Gemeinschaft im Hauskreis, Rüstzeiten der Mission geben neue geistliche Nahrung. Ich ermutige besonders Frauen, alle Gelegenheiten zum Gespräch und Erfahrungsaustausch zu nutzen. Auf vielen Missionsfeldern gibt es mehr Administratoren als Seelsorger. In Deutschland gibt es viele Möglichkeiten, seelsorgerliche Hilfe zu suchen und zu finden. Hier besteht auch die Möglichkeit, Bücher oder Kassetten zu fragen und Problemen, die uns bewegen, zu besorgen. Es gibt Freizeitheime mit Hauseltern, die seelsorgerliche und interkulturelle Erfahrung auf dem Missionsfeld haben. Gerade Ehepaaren, die als Familie auf dem Feld stark unter Druck stehen, ist eine solche Zeit anzuraten, um mit der Hilfe von Seelsor-

gern und in Ruhe wieder neu zueinander zu finden und ungestört Zeit zu haben fürs Gespräch.

VIII. Reisedienst

Heutzutage planen missionsinteressierte Gemeinden oft langfristig ihre Aktivitäten. Es ist gut, sich schon ein Jahr im voraus mit den Gemeinden in Verbindung zu setzen und wegen Besuchen und Terminen anzufragen. Die detaillierte Koordination der Dienste über größere Distanzen bei einem ausgedehnten Reisedienst braucht viel Gebet und gute Planung; es ist wie ein Puzzle, das Gott wunderbar zusammensetzen möchte. So läßt sich unnötiges Hin- und Herfahren vermeiden, um Zeit, Kraft und Geld sinnvoll einzusetzen. Reisedienst ist notwendig, nicht nur wegen der Finanzen. Die Motivation ist nicht, Geld zu sammeln, sondern von dem weiterzusagen, was Gott getan hat. Gott soll gelobt werden, nicht der Missionar. Die Leute haben gebetet und sollen nun hören, wie Gott geantwortet hat, Das motiviert sie, weiter zu beten und zu geben. Reisedienst ist eine große Anstrengung, aber auch eine große Ermutigung; er bereichert. Wir haben unser Verständnis für verschiedene Prägungen und Formen des Christseins während des Reisedienstes bekommen und lernten die Vielfalt in Gottes Gemeinde kennen und schätzen. Reisedienst ist ein gegenseitiges Beschenken.

Es ist ein großes Geschenk, wenn ein Missionar eine Heimatgemeinde hat, die voll oder auch zum großen Teil hinter ihm steht mit Gebet, Gaben und sonstiger Unterstützung. Unsere Heimatgemeinde hat sechs Missionare ausgesandt. Für jeden dieser Missionare ist eine Bezugsperson verantwortlich, die ihm schreibt, ihn ermutigt und Besuche innerhalb der Gemeinde organisiert. Da taten sich oft mehrere aus dem Kern der Gemeinde zusammen und luden uns zum Essen ein, damit wir nicht jeden Einzelnen besuchen mußten. In anderen Gemeinden sind oft nur Einzelne interessiert, weil die Gemeinde andere Missionen unterstützt oder selbstbezogen lebt. Wir haben jeden Einzelnen besucht, der uns eingeladen hat. Häufig sind ältere Menschen - besonders aus dem Frauen-Missions-Gebetsbund – treue Beter, bis der Herr sie heim ruft. Es lohnt sich, sie in ihrer Wohnung zu besuchen und einfach zu erzählen, auch von vertraulichen Gebetsanliegen, die man in öffentlichen Missionsveranstaltungen nicht ohne weiteres nennen kann. Die Aufrichtigkeit und Offenheit, über Schwierigkeiten und eigenes Versagen zu sprechen, wurde meist geschätzt. Oft steht der Missionar auf einem „erhöhten Podest“, weil er meint, von Erfolgen berichten zu müssen; er schafft sich selbst dieses Image. Es braucht allerdings Feingefühligkeit zu erkennen, an welchem Ort wir über bestimmte Dinge reden können oder ob wir es besser sein lassen sollen. Gerade dann, wenn wir schwere Zeiten auf dem Feld erlebt haben und noch

daran kauen, brauchen wir die moralische Unterstützung der Missionsfreunde. Diese kann nur hilfreich sein, wenn wir uns selbst mitteilen. Dadurch entstehen tiefe Freundschaften und eine Leidensgemeinschaft im Herrn, die trägt. Es ist ein Geben und Nehmen, keine Einbahnstraße.

In einem ausgedehnten Reisedienst sollten auch Tage der Stille eingelegt und nicht jeder Tag verplant werden. Der Missionar sollte flexibel sein und offen für die Nöte seiner Gastgeber, aber auch den Mut haben, sich zu Gebet und Stille zurückzuziehen, wenn er länger da ist als einen Abend.

IX. Reisedienst mit Kindern

Mit kleinen Kindern kann man als Familie eine gewisse Zeit unterwegs sein. Es ist gut, das gewohnte Klappbettchen und alles Notwendige dabei zu haben. Wenn die Kinder schulpflichtig sind, macht der Vater den Reisedienst oft allein. Bei Freunden und Gemeinden, die uns besonders unterstützten, machten wir an Wochenenden und in den Ferien Besuche als ganze Familie, wenn wir untergebracht werden konnten. Es ist wichtig, daß die Missionarskinder auch einige gute Missionsfreunde kennen und positive Erfahrungen im Reisedienst machen. Das wird eine Einstellung zum Reisedienst ihrer Eltern prägen. Als sie schon größer waren, konnten wir manchmal jemanden finden, der einen Abend oder einige Tage bei den Kindern in unserer Wohnung blieb, so konnte ich mit meinem Mann mitfahren. Man muß die Kinder allerdings darauf vorbereiten und einen „Babysitter“ finden, den sie mögen. Wenn die Kinder in die Pubertät kommen, mögen sie es nicht, im Rampenlicht zu stehen. Die erste Frage war dann oft: „Müssen wir alle nach vorne? Aber sagen tu' ich nichts.“ Sie konnten verstehen, daß die Leute uns wenigstens vorne sehen wollen, aber mehr war nicht drin. Nur nach dem Gottesdienst waren sie auf persönlicher Ebene gesprächsbereit.

X. Die Weiterbildung

Zu diesem Thema gibt es auf dieser Tagung ein eigenes Referat, deshalb möchte ich hier nicht weiter darauf eingehen, will aber noch etwas dazu aus der Sicht der Missionarsfrau und Mutter anmerken: Auf dem Missionsfeld ist die Missionarsfrau ebenso gefordert wie der Mann. Doch ist sie oft an das Haus gebunden, vor allem wenn während der Ausbildung schon Kinder da sind, und kann nicht an allen Kursen teilnehmen, die der Mann belegt. Oft möchte und sollte die Frau bestimmte Dinge lernen, doch ist sie durch die vielen Anforderungen schon so gestreßt, daß sie nicht die Kraft und Disziplin aufbringen kann, sich „nebenbei“ all das anzueignen, was sie bräuchte. Viele Frauen haben wenig Hilfe von außen, vor allem hier in Deutschland. Ich

selbst habe in der Praxis auf dem Missionsfeld oft gemerkt, daß ich mich verstärkt weiterbilden müßte im Bereich Seelsorge, im Verständnis von kulturübergreifender Kommunikation und kulturangepasstem Unterrichten und im Erstellen von Unterrichtsmaterial in der Kinder- und Frauenarbeit. Wo immer ich Bücher und Artikel finden kann (z.B. in *Evangelical Missions Quarterly*), die meine Fragen beantworten können, versuche ich, sie zu lesen, und lasse dafür auch mal den Haushalt links liegen. Mein Mann hat mir von den Kursen in Korntal viele Kassetten mitgebracht, die ich beim Bügeln höre.

Seit wir wieder in Deutschland sind, habe ich mich mit dem Computer angefreundet. Nun sind drei Kinder schon im Studium und kommen nur zu freien Wochenenden nach Hause. Ich habe jetzt mehr Zeit und fang an, in der VHS mein Französisch aufzubessern. Ich kann mehr Gedanken auf andere Dinge richten und arbeite im Kleinen an einer Neuausrüstung für eine eventuelle Wiederausreise in einigen Jahren, wenn auch unsere jüngste Tochter die Schule abgeschlossen haben wird. Alles hat seine Zeit.

XI. Wiederausreise

Vom vorangegangenen Term weiß der Missionar, welche Dinge und wieviel davon er braucht und mitnehmen muß für seinen Dienst, für seine Familie, für die Schulausbildung und auch für die Hobbys. Das alles kann nicht erst kurz vor der Ausreise besorgt werden. Sorgfältige Planung ist nötig. Vor allem in Heimatzentren gibt es Leute, die wissen, wo man bestimmte Dinge gut und günstig bekommt. So kaufte ich beispielsweise im Sommerschlußverkauf alle Baumwollsachen ein, die wir in Afrika nicht bekommen konnten. Wir fragten Missionsfreunde, ob sie zu Hause nicht Kinder- und Jugendbücher hätten, die sie nicht mehr bräuchten, und hatten am Ende ein 200 l Faß voller Kinderbücher und schöner Spiele. Mein Mann bekam eine schöne Bohrmaschine geschenkt und konnte günstig eine tolle Säge und Hobelmaschine erstehen. Wir kauften die Schulbücher für Deutsch, Mathematik und Geschichte für die jeweiligen Gymnasialklassen und den Lehrplan bis zur 10. Klasse, um einen Überblick über das erforderliche Niveau zu haben. Das hat uns geholfen, mit Hilfe einer deutschen Lehrerin unsere Kinder bis zur 10. Klasse in der englischsprachigen SIM-Schule für Missionarskinder unterrichten zu können.

Vor der Wiederausreise wird noch ein kurzer Erholungsurlaub empfohlen. Als Familie haben wir das nie geschafft. Als endlich alles gepackt und auch das Schuljahr fast zu Ende war, wollten wir lieber ausreisen und nach der Ankunft in Benin mit den Kindern einige Tage am Meer sein. Die Kinder fühlten sich wieder „zu Hause“, und wir stellten uns innerlich wieder auf Land und Leute ein.

Eberhard Troeger

Gründe für die Rückkehr von entsandten Mitarbeitern

I. Drop-out oder Re-entry?

Das deutsche Wort „Rückkehr“ (engl. re-entry) hat einen einigermaßen neutralen Klang. Es sagt nichts über die Gründe der Rückkehr aus; es wertet nicht. Da heute aber entsandte Mitarbeiter oft verfrüht von ihren Einsatzgebieten heimkehren, wird gern das englische „drop out“ (Ausscheiden) gebraucht, welches einen eindeutig negativen Klang hat. „Drop out“ klingt nicht nur negativ, sondern scheint mir für unser Thema auch unangemessen zu sein. Es klingt zu „statistisch“: Jemand zählt die „Ausfälle“- und errechnet die Erfolgs- bzw. Negativquote. So können wir mit der Rückkehr von Missionaren, was immer die Gründe sind, nicht umgehen. Denn „drop out“ zieht nicht in Betracht, daß Gott auch aus dem Abbruch eines weltmissionarischen Einsatzes etwas Positives bewirken kann. Gott kann das scheinbar Negative des „drop out“ in Segen verwandeln.

Die Bibel berichtet uns dazu von einem klassischen Beispiel. Johannes Markus, ein Neffe des Barnabas, wurde als Gehilfe auf die erste Missionsreise von Barnabas und Paulus mitgenommen (Apg. 13,5). In Kleinasien trennte er sich und kehrte nach Jerusalem zurück (Apg. 13,13). Wir erfahren den Grund nicht, aber Paulus sah darin ein Versagen (Apg. 15,38). Vielleicht hatte Johannes Markus Heimweh nach seiner Mutter, die in Jerusalem eine bedeutende Rolle in der Urgemeinde gespielt haben muß (Apg. 12,12). Vielleicht wollte er sich um sie kümmern, da sie vermutlich Witwe war. Vielleicht hatte er nicht damit gerechnet, daß die erste Missionsreise so lange dauern würde usw. Jedenfalls führte dieses „drop out“ zu einem handfesten Krach in der Missionsleitung (Apg. 15,39) und zu einer Spaltung des ersten Missionsteams. Die spätere Entwicklung des Johannes Markus aber hat nicht Paulus, sondern Barnabas recht gegeben. Johannes Markus wurde ein bewährter Mitarbeiter, den sogar Paulus später empfahl (Kol. 4,10; 2.Tim. 4,11; Philem. 24). Er schrieb das Markus-Evangelium und soll der Apostel Ägyptens gewesen sein. Dieses Beispiel zeigt, daß Gott mit dem „drop out“ eines Missionars nicht am Ende ist, und wir sollten deshalb darüber nicht leichtfertig richten, wenn Mitarbeiter verfrüht heimkehren. Gott kann aus anfänglichen Versagern bewährte Leute machen. Ich vermute, daß wir in der

Seelsorge an versagenden Missionaren selbst zu oft versagen, indem wir sie „abschreiben“.

Die Sorge um heimkehrende Mitarbeiter ist aber nicht nur bei „Versagern“ nötig, sondern überhaupt bei allen Rückkehrenden. Wir geben uns bei der Vorbereitung auf die Ausreise heute in den evangelikal Missionen meistens große Mühe, jedenfalls mehr als früher, aber tun wir dies auch bei der Rückkehr?

Doch dies ist ein eigenes Thema, und es wurde erst kürzlich in dem Beitrag von Mechthild Roth „Wenn Missionare heimkehren“ in em 3/95 recht gut behandelt.

II. Geistliche und gesellschaftliche Entwicklungen

Uns geht es hier um die Gründe für die Rückkehr entsandter Mitarbeiter, seien diese Gründe als positiv oder - unter Berücksichtigung des Gesagten - zunächst einmal eher als negativ einzustufen. Es ist offensichtlich, daß heute weniger Missionare als früher als Ruheständler zurückkehren. Die Zahl der Pensionäre unter den Rückkehrenden dürfte statistisch drastisch gesunken sein. Immerhin - und das sei nicht zu übersehen - kehren die meisten entsandten Mitarbeiter heutzutage im Laufe ihres Lebens zurück.

Das war nicht immer so. Im letzten Jahrhundert reisten viele Missionare nur einmal aus und sahen die Heimat nie wieder, weil sie recht bald in ihrem Einsatzland den ungewohnten Krankheiten erlagen. In den letzten hundert Jahren hat sich nicht nur die Medizin, sondern die gesamte gesellschaftliche und politische Lage völlig verändert. Die Verkehrsmittel und die Kommunikationsmöglichkeiten wurden seither gründlich revolutioniert. Dies dürfen wir nicht übersehen, wenn wir den Gründen für das Ausscheiden nachgehen wollen. Vor hundert Jahren waren große Teile der Erde von westlichen Kolonialmächten beherrscht oder beeinflußt. Der Zugang zu großen Regionen war, jedenfalls für Angehörige bestimmter Nationalitäten, sehr leicht. Heute haben wir es mit Nationalstaaten zu tun, die sich teilweise dicht abschotten und eifersüchtig darüber wachen, daß der ausländische Einfluß so gering wie möglich bleibt. Mit der oft sehr hohen Arbeitslosigkeit und dem eigenen Ausbildungsstand läßt es sich auch leicht begründen, warum man keine Ausländer mehr haben will. Vor hundert Jahren waren riesige Regionen durch die Kolonialmächte zumindest äußerlich befriedet. Heute haben wir es mit einer Fülle internationaler und nationaler Konflikte zu tun, die es Ausländern schwer oder gar unmöglich machen, in bestimmten Gebieten zu leben.

Allerdings spielt hier nun bereits ein Aspekt herein, der mit dem Zustand unserer westlichen Kultur zu tun hat. Missionare aus dem Westen setzen sich heute nicht mehr in dem Maße Gefahren aus wie früher. Das Sicherheitsbewußtsein und Sicherheitsbedürfnis ist sehr gestiegen. Hängt dies damit zusammen, daß die Bereitschaft zum Leiden um Christi willen im gleichen Maße abgenommen hat? Hängt diese „Leidensscheu“ damit zusammen, daß es uns in den westlichen Industrieländern „so gut geht“ und die Bereitschaft zum verfrühten Sterben sehr abgenommen hat? Es ist jedenfalls unbestreitbar, daß das Leben vor hundert Jahren auch im Westen noch wesentlich härter war und die Menschen viel mehr und viel eher mit dem Sterben konfrontiert wurden als heute. Offensichtlich können sich Christen dem „Geist der Zeit“ nicht völlig entziehen.

Dieser „Geist der Zeit“ wird heute durch die weltweite Medienvernetzung überallhin verbreitet. Der Missionar wird dadurch einem enormen Druck ausgesetzt. Denn seine Angehörigen und Freunde daheim erfahren sofort von jedem Attentat und jedem kleinen Konflikt, der sich irgendwo ereignet, und versuchen dann, ihren Missionar anzurufen, sofern das möglich ist, und setzen ihn unter Druck, doch heimzukehren. Natürlich wird auch die sendende Stelle unter Druck gesetzt. Es gilt heute als unmenschlich, Menschenleben aufs Spiel zu setzen. Das diesseitige, irdische Leben ist im Wert so gestiegen, weil der Aspekt der Ewigkeit weitgehend verloren gegangen ist. Ein Menschenleben zu retten - wohlgemerkt: für das Weiterleben zu retten - gilt als das oberste Gebot. Sind wir noch bereit, unser Leben zu „verlieren“, um Menschen zum ewigen Leben zu retten?

III. „Unvermeidbare“ Gründe

Nach dieser geistlichen und soziokulturellen Einführung ist es nun Zeit, die Gründe für das Ausscheiden von entsandten Mitarbeitern etwas näher zu betrachten. Es ist dazu von der Missionskommission der Weltallianz kürzlich ein Fragebogen verschickt worden, der 25 Gründe für das Ausscheiden auflistet. Sie sind in sieben Gruppen eingeteilt worden. Und nur eine Gruppe davon zählt sogenannte „unvermeidbare Gründe“ auf, die also nicht negativ zu bewerten sind.

Dazu gehören

- die reguläre Pensionierung,
- politische Krisen (Krieg, Verfolgung durch die Regierung, Unruhen, Hungersnot),

- Tod im Dienst (wozu auch ein ungewisses Schicksal nach einer Entführung gehören kann),
- Heirat mit einem Partner außerhalb der eigenen Missionsgemeinschaft und
- Arbeitsplatzwechsel, d.h. Wechsel nach Erfüllung der Aufgabe oder Versetzung an einen neuen Posten.

Die ersten drei Gründe bedürfen wohl kaum einer längeren Diskussion. Nachzudenken ist über die Frage der Heirat. Die katholische Mission war früher in erster Linie durch Ordensleute getragen. In der evangelikalen Mission spielten Ledige, vor allem Frauen, lange Zeit eine große Rolle. Es scheint heute so, daß immer weniger Christen bereit sind, das Ledigsein als Berufung anzunehmen, aber auch immer weniger seelisch in der Lage sind, diese Berufung durchzuhalten. Die Gründe dafür sind offensichtlich. Auf jeden Fall ist es so, daß heute viele ledige Frauen und vereinzelt ledige Männer sich nur zu einem von vornherein befristeten Auslandsdienst zur Verfügung stellen, da der Wunsch nach einer Partnerschaft nicht aufgegeben wird. Nicht selten kommt es dann zu einer Partnerschaft mit einem Partner oder einer Partnerin im Einsatzland und dadurch zum Verlassen der entsendenden Gruppe, was nicht von allen positiv gewertet wird.

Die Bewertung des letztgenannten Grundes bedarf auch dringend einer Modifizierung. Es wird zu wenig in Rechnung gestellt, daß der Dienst sogenannter „Zeltmachermissionare“ von vornherein vielen Beschränkungen unterliegt. Viele Länderregierungen und auch Kirchenleitungen akzeptieren ausländische Experten nur für eine befristete Zeit. Viele entsandte Mitarbeiter kehren also nach Ablauf ihrer Vertragszeit zurück. Manch einer versucht natürlich, den Aufenthalt im Gastland auf irgendeine Weise zu verlängern. Für die Christen im Heimatland aber entsteht der Eindruck, daß der Missionar ja bereits nach vier oder fünf Jahren wieder daheim ist. War er nicht gerade erst kürzlich entsandt worden? Im Bewußtsein älterer Christen ist Missionsdienst immer noch eine Lebensaufgabe, und sie empfinden es als Abbruch, wenn jemand bereits nach vier oder fünf Jahren wieder daheim ist. Umgekehrt hat sich die jüngere Generation bereits weitgehend darauf eingestellt, daß Missionsdienst eine Sache von ein paar Jahren ist. Drei Jahre seines Lebens möchte man gern der Weltmission „opfern“. Manche reduzieren dieses Opfer gar auf ein halbes Jahr!

Was in dem erwähnten Fragebogen als „unvermeidbare Gründe“ aufgelistet wird, deutet bei näherem Zusehen doch auf eine negative Entwicklung hin. Denn jeder Einsichtige wird zugeben, daß man in drei bis fünf Jahren keinen Frucht bringenden Dienst unter Menschen einer anderen Kultur tun kann.

Bei allem Respekt vor den Zwängen unserer modernen Gesellschaft sollten wir doch grundsätzlich daran festhalten, daß Missionsdienst - auf welcher Basis er auch immer geschieht - eine Lebensaufgabe ist.

Läßt es sich nicht doch vermeiden, daß ein „Zeltmacher“ schon nach wenigen Jahren wieder daheim ist? Welche Abhilfen gibt es? Die Frage nach der Therapie sollte uns noch viel mehr im Blick auf die weiteren 20 Rückkehrgründe beschäftigen, welche mehr oder weniger in die Kategorie „drop out“ fallen. Oder wollen wir einfach vor den Fakten kapitulieren?

Anhang

Detmar Scheunemann

Laudatio zu Klaus Wetzels „Kirchengeschichte Asiens“

Es gibt Bücher, die tauchen langsam auf. Wenn sie aber aufgetaucht sind, bleiben sie lange Zeit an der Oberfläche des Bücherozeans. Zu diesen Büchern wird „Die Kirchengeschichte Asiens“ von Dr. Klaus Wetzels gehören. Seit Hans-Werner Gensichen seine „Missionsgeschichte der neuen Zeit“ (2. Auflage 1969) veröffentlichte und Donald Hokes „The Church in Asia“ 1975 erschien, hat es keine Missions- oder Kirchengeschichte Asiens in deutscher oder englischer Sprache mehr gegeben. Oberhaupt ist Klaus Wetzels Werk die erste Kirchengeschichte Asiens, welche Missionsgeschichte, Konfessionskunde und Theologiegeschichte in sich vereint.

Klaus Wetzels bietet eine kompakte und zugleich quellenmäßig breit angelegte Darstellung der Epochen der asiatischen Kirchen- und Missionsgeschichte mit besonderem Fokus auf die neuen kirchengeschichtlichen Entwicklungen in Indien, Sri Lanka, Pakistan, Bangladesch, Nepal, Bhutan, Indonesien, Philippinen, Malaysia, Singapur, Myanmar (Birma), Thailand, Vietnam, Laos, Kambodscha, Nord- und Südkorea, Japan, Taiwan, Hongkong und auf den dramatischen Entwicklungen der Kirchen in China, Nord- und Mittelasien. Aber auch die Einblicke in die neue Kirchengeschichte der westasiatischen Länder, wie Afghanistan, Irak, Iran, die Kaukasusregion, Libanon, Syrien, Israel, Jordanien und die Arabische Halbinsel fördern erstaunliche Tatsachen ans Tageslicht. Dahinter steht eine jahrelange Erfahrung, die Kirchengeschichte Asiens asiatischen Theologiestudenten zu vermitteln und ihr Interesse für die geistlichen Wurzeln und Zusammenhänge zu wecken, und das Studium der Mathematik und Physik neben der Theologie, welches dem Verfasser bei der durch genaue Quellenangaben legitimierten Darstellung der asiatischen Kirchengeschichte zugute kommt.

Im Folgenden sollen einige besondere Kennzeichen der „Kirchengeschichte Asiens“ hervorgehoben werden. Dabei möchte ich nicht nur über ihre Darstellung der asiatischen Kirchengeschichte sprechen, sondern sie auch selbst zu Worte kommen lassen.

Das Werk ist geprägt von *ökumenischer Weite*. Nicht nur das ganze protestantische Spektrum der Kirchen- und Missionsgeschichte - von den lutherischen bis zu den Pfingst- und charismatischen Kirchen - kommt zu Wort, sondern auch die kirchengeschichtlichen Entwicklungen in der alten Nestorianischen Kirche, der römisch-katholischen und griechisch-orthodoxen Kirche.

Das Werk zeigt die *Fortführung des reformatorischen Erbes* in den protestantischen Kirchen Asiens auf, wobei der Pietismus die eigentliche Brücke bildet. Die Dänisch-Hallesche Mission ist die Vorreiterin und Bahnbrecherin der eigentlichen evangelischen Mission in Asien. Klaus Wetzels faßt zusammen:

Das erste Jahrhundert der protestantischen Kirchengeschichte in Asien ist geprägt vom staatskirchlichen Denken, in dem die Gründung einer evangelischen Kirche ein kirchenpolitischer Verwaltungsakt ist, in dem die Verkündigung des Evangeliums bestenfalls sekundär war.

Evangelische Konsequenz angesichts dieser Versäumnisse wären Buße und Umkehr. Gerade diese aber wurden zum Kennzeichen der seit 1675 wirksamen pietistischen Bewegung in Europa. Vielleicht war es geistlich vor allem die Grundlegung durch Buße und Umkehr, die den Pietismus geistlich befähigte, zum Träger einer biblisch-theologisch geprägten evangelischen Weltmissionsbewegung zu werden.

Im Gegensatz zur niederländischen Kolonialkirche hatte erst die Dänisch-Hallesche Mission die Schau für die kulturüberschreitende Evangeliumsverkündigung unter der einheimischen Bevölkerung und die Gründung einer selbständigen einheimischen Kirche. Die Missionare in Tranquebar (Süd-Indien, Ziegenbalg und Plütschau) standen mit ihrer ganzen Person dafür, daß der Missionsbefehl nicht nur den Aposteln gegolten hat, sondern der ganzen Kirche gilt. Sie standen mit ihrer ganzen Person dafür, daß das Evangelium nicht nur einmal in seiner Geschichte einem Volk angeboten wird, wie weite Teile der Orthodoxen gelehrt hatten. Mehr noch als die Missionslehre des Pietismus widerlegte also seine Missionstat die protestantischen Irrtümer, die Missionstheologie betreffend.

Es sind diese, am Ende eines jeden Kapitels postierten, den *kirchengeschichtlichen Abschnitt geistlich durchdringenden Zusammenfassungen*, welche ein besonderes Charakteristikum des Werkes von Klaus Wetzels darstellen.

Ein weiteres, besonderes Kennzeichen des Werkes sind die *Fragen, welche Klaus Wetzels an die Kirchengeschichte stellt*. Auch diese finden sich am Ende eines jeden Kapitels. So fragt Klaus Wetzels: Ist nicht der Zusammenbruch der ausgedehnten Missionsarbeit der Nestorianischen Kirche darauf zurückzuführen, daß die Nestorianische Kirche überall in Asien bis nach China das Syrische als Liturgiesprache einführte, daß die Kirche eine übergroße Bereitschaft an den Tag legte, in der Lehre Kompromisse mit der

Umwelt einzugehen, die zum Synkretismus führten, und daß die Nestorianische Christologie, die bis zur Leugnung der Gottessohnschaft Christi führte, eine schwere Hypothek für die geistliche Wirksamkeit der Nestorianischen Mission darstellte? Auch geht Klaus Wetzels der Frage nach: Warum kam der Aufbruch der protestantischen Mission und der Durchbruch des Evangeliums so spät, erst im 19. Jahrhundert nach Christi Geburt? Oder, so fragt Klaus Wetzels, besteht ein Zusammenhang zwischen der Auslöschung des Christentums in Japan im 16. und 17. Jahrhundert und dem bis heute ausgebliebenen Durchbruch des Evangeliums in Japan, trotz 50 Jahren uneingeschränkter Missionsarbeit? Besteht hier eine Parallele zu Frankreich? Denn seit der Hugenottenverfolgung, die weite Teile des Protestantismus in Frankreich auslöschte, ist bis heute kein Durchbruch des Evangeliums geschehen.

Es ist kennzeichnend für die asiatische Kirchengeschichte Klaus Wetzels, daß er den *Prozeß des Selbständigwerdens und des Einheimischwerdens der asiatischen Kirchen* auf einer breiten Quellengrundlage sorgfältig darstellt. Dabei kommt der Lehre vom geistlichen Priestertum aller Gläubigen besondere Bedeutung bei der Bildung einheimischer, asiatischer Kirchen zu. Zum ersten Mal versucht ein Kirchenhistoriker, den Beitrag bedeutender Persönlichkeiten in den protestantischen Kirchen Asiens im 19. und 20. Jahrhundert nach ihren geistlichen Gaben herauszuarbeiten. Unter den Evangelisten erwähnt er besonders Krischna Pal, neben William Carey der Pionier der Evangeliumsverkündigung in Bengalen, Tha Byuko, den ersten Evangelisten aus dem Volk der Karen, SangYun Suh, den ersten Evangelisten in Korea, Chi-Dang, die Evangelistin unter den Bergstämmen Taiwans, während die chinesischen Evangelisten John Sung und Andrew Gihs weit über China hinaus gemeindegründend in Südostasien tätig waren.

Die Reihe der *Lehrer* wird durch den Japaner Jo Nijima angeführt. Es folgen Narayan Vaman Tilaks in Indien, Timothy Tingfang Lew in China und Fang Foo See, der Pionier des christlichen Verlagswesens in China. Unter den asiatischen Persönlichkeiten, die sich um die Gestaltwerdung eines eigenständigen asiatischen Christentums bemühten, also im apostolischen Dienst standen, mißt Klaus Wetzels dem Japaner Kauzo Uschimura, dem Inder Sadhu Sundar Sing und in neuerer Zeit Bhak Sing, dem Chinesen Watchman Nee und dem Javaner Sadrach besondere Bedeutung bei. Als Pionier der Diakonie und Sozialarbeit erwähnt Klaus Wetzels Pastor Hsi in China, Pandita Ramabai in Indien und Tojohito Kagawa in Japan. Und zuletzt als Kernstück der Einheimismachung der protestantischen Kirchen hebt Klaus Wetzels asiatische Christen in Leitungsfunktionen hervor: In China Pfarrer Hsi, auf den Philippinen Bischof Gregorio Aglipay, in Japan Bischof Joichi Honda und Heilsarmeekommander Yamamuro, in Indien Bischof Samuel Azarial

und Bischof Abraham Mar Thoma und in Indonesien die Ephoren der Batak-kirche Sirait und Sihombing.

Als letztes und wichtigstes Kennzeichen der asiatischen Kirchengeschichte Klaus Wetzels muß die Überzeugung des Verfassers genannt werden, daß *Gott in der Kirchengeschichte handelt*. Darum ist Studium der Kirchengeschichte zugleich Aufspüren der Reichgottesgeschichte in der Kirchengeschichte. Das wird besonders im letzten Kapitel des Werkes deutlich. Hier zeichnet Klaus Wetzel das enorme Gemeindegewachstum in den letzten 30 Jahren in Asien (sein statistisches Material ist up to date, weil er ein weites Spektrum von Quellen benutzt). Er zeichnet die Entwicklung einer eigenen asiatischen Theologiegeschichte im Spannungsbogen der von der Ökumene bestimmten Theologie und dem Aufbruch einer biblischen Theologie, die im asiatischen Kontext, basierend auf der Autorität der Heiligen Schrift, in das alte und moderne Leben Asiens hinein spricht. Er zeichnet den Weg asiatischer Gemeinden unter der totalitären Regierung Chinas, als starke Minorität unter dem wachsenden Druck des Islams in Indonesien und in der Auseinandersetzung mit dem modernen Säkularismus in den Metropolen Ost-, Südost- und Südasien. Er zeichnet das erstaunliche Bild einer Pfingstbewegung und einer charismatischen Bewegung, zu denen 1988 91 Millionen Christen in Asien zu rechnen waren, davon fast die Hälfte, 41,6 Millionen, in chinesischen Hausgemeinden. Er zeichnet den Zusammenbruch der kommunistischen Sowjetunion als Handeln Gottes in der Geschichte und sagt, daß zum ersten Mal in der Kirchengeschichte in weiten Teilen Nord- und Mittelasiens offene Missionsarbeit möglich ist. „Wir wissen nicht, wie lange diese Gnadenstunde dauert, aber zu Beginn der neunziger Jahre stehen Christen stauend vor diesem offensichtlichen Eingreifen Gottes.“ Klaus Wetzel fragt: „Ist missions- und kirchengeschichtlich gesehen am Ende des 20. Jahrhunderts die Stunde, der „Kairos“ Asiens gekommen?“ „Zum ersten Mal in der Kirchengeschichte erscheint es möglich, daß in einem überschaubaren Zeitraum ganz Asien mit dem Evangelium erreicht wird.“

Dies wird aber nur möglich sein, wenn die Christenheit Asiens in enger Verbindung mit ihrem Herrn lebt, sich nicht auf politische Mächte, Formen und Inhalte aus nichtbiblischen Quellen genährter Spiritualität oder auch auf ihren Verstand stützt, sondern sich in allem Angefochtensein allein auf ihren Herrn verläßt. Denn nicht Menschen können das Unmögliche, die Durchdringung des nach Bevölkerungszahl größten Kontinents mit dem Evangelium, vollbringen, sondern nur der Herr Jesus Christus.

Das sind die letzten Sätze der „Asiatischen Kirchengeschichte“, eines ungewöhnlichen Werkes, geschrieben von einem Mathematiker, Theologen, Kirchenhistoriker und Missionar.

Klaus Wetzel

Kirchengeschichte Asiens als missionstheologisches Thema¹

I. Einführung

Die Vorlesung „Kirchengeschichte Asiens“ gehörte zu den Lehraufgaben des Verfassers als Dozent an der Theologischen Hochschule „Indonesisches Bibelinstitut“ in Batu/Ostjava. Die Anforderungen des asiatischen Kontextes trafen dabei zusammen mit den kirchen- und theologiegeschichtlichen Interessen und der missionarischen und missionstheologischen Motivation des Verfassers. Nachdem die „Kirchengeschichte Asiens“ zunächst als Vorlesungsskript in indonesischer Sprache verfaßt worden war, war es das Anliegen des Verfassers, nach der Rückkehr nach Deutschland diese Darstellung auch in deutscher Sprache zugänglich zu machen. Dabei erwies es sich als hilfreich, daß der Verfasser Literatur schwerpunktmäßig in drei Bibliotheken mit reichhaltigem Material und unterschiedlichem Profil suchen und erarbeiten konnte: in der Bibliothek der Theologischen Hochschule „Indonesisches Bibelinstitut“ in Batu, in der Bibliothek des Fachbereichs Evangelische Theologie an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz und in der Bibliothek des Externen Studienzentrums der Columbia International University/Freie Hochschule für Mission in Korntal. Bei der Beschaffung von Literatur während des Aufenthaltes in Indonesien waren Mitglieder der Evangelischen Auferstehungsgemeinde in Mainz, die den Verfasser und seine Familie nach Indonesien ausgesandt hat, behilflich. Ebenso gilt der Dank dem aus-sendenden Werk WEC International.

II. Die Kirchengeschichte Asiens - ein vernachlässigter Gegenstand der Kirchengeschichtsschreibung

Die Kirchengeschichte Asiens wird in der deutschsprachigen theologischen Arbeit bis heute nicht als eigenständiger Arbeitsbereich angesehen. Urteile bedeutender Theologen mögen zu der vernachlässigten Stellung der Kirchengeschichte Asiens nicht unwesentlich beigetragen haben.

¹ Stellungnahme des Autors zu seiner Preisarbeit des George-W.-Peters-Förderpreises 1996 „Die Kirchengeschichte Asiens“.

So schreibt Kurt Dietrich Schmidt in seinem Grundriß der Kirchengeschichte über die Auswirkungen der Umwälzungen des 7. Jahrhunderts: „Asien und Afrika scheiden für die Kirchengeschichte aus. Die Geschichte des Christentums ist von jetzt ab die Geschichte Europas.“² Hans-Werner Gensichen schreibt in seinem Artikel „Asien“ in der Theologischen Realenzyklopädie: „Wer Erfolg oder Mißerfolg des Christentums nur in statistischen Kategorien mißt, wird geneigt sein, Asien für die Zukunft der Christenheit abzuschreiben.“³

Solche Urteile sowohl im Blick auf die Kirchengeschichte als auch auf die gegenwärtige Situation der Christenheit Asiens mögen dazu führen, daß die Kirchengeschichte Asiens ein vernachlässigter Gegenstand der Kirchengeschichtsschreibung war und geblieben ist. Während die Kirchengeschichte Amerikas eigenständige Darstellungen gefunden hat⁴ und auch die Christenheit Afrikas in besonderen Darstellungen behandelt wird,⁵ lag eine Gesamtdarstellung der Kirchengeschichte Asiens bisher eher außerhalb des Blickfeldes.⁶

III. Problemstellungen der Kirchen- und Missionsgeschichte Asiens

Eine Gesamtdarstellung der Kirchengeschichte Asiens sieht sich einer Reihe von Aufgaben gegenüber. Zunächst hat sie die *Theologieggeschichte* zu berücksichtigen, sind doch die wesentlichen dogmatischen Entscheidungen der ersten acht Jahrhunderte auf asiatischem Boden und unter maßgeblicher Beteiligung asiatischer Theologen gefallen.⁷ Besondere Aufmerksamkeit

² Grundriß der Kirchengeschichte, 6. Aufl.(Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, 1960), 145.

³ „Asien“ TRE 4, 191

⁴ Peter Kawerau, Kirchengeschichte Nordamerikas, Martin Begrich, Kirchengeschichte Brasiliens im Abriß; Manfred Jacobs, Die Kirchengeschichte Südamerikas Spanischer Zunge. Die Kirche in ihrer Geschichte 4 S.

⁵ Vgl. die Darstellung „Die Geschichte des Christentums in Afrika“ in Ernst Dammann, Das Christentum in Afrika (München und Hamburg: Siebenstern, 1968), 11-100.

⁶ Die Darstellung der Kirchengeschichte Asiens durch Peter Kawerau in der Ostkirchengeschichte I (Das Christentum in Asien und Afrika bis zum Auftreten der Portugiesen im Indischen Ozean [Löwen: Peeters, 1983], 1-69) umfaßt nur den Zeitraum bis ca. 1500; die Darstellungen von Bertold Spuler (Die Morgenländischen Kirchen [Leiden und Köln: E.J. Brill 1964]) und Caspar Detlef Gustav Müller (Geschichte der orientalischen Nationalkirchen, Die Kirche in Ihrer Geschichte 1 D2) sind in ihren längsschnittartigen Darstellungen auf die Geschichte der altorientalischen Kirchen beschränkt.

⁷ Vgl. den Überblick bei Bernhard Lohse, Epochen der Dogmengeschichte, 2. Aufl. (Stuttgart und Berlin: Kreuz-Verlag, 1969).

verdient auch die Tatsache, daß in neuester Zeit eine Reihe asiatischer Theologen mit theologischen Entwürfen hervorgetreten sind.⁸

Die Kirchengeschichte Asiens stellt sich sodann auf den Gebieten der *Religionsgeographie*⁹ und *Konfessionskunde* als komplexer Zusammenhang dar. Besonders die Konfessionskunde der altorientalischen Kirchen erweist sich als ein umfangreiches und in Europa zu wenig bekanntes Gebiet.¹⁰ Selbst der Bereich der christlichen Kunstgeschichte muß hin und wieder berücksichtigt werden.¹¹

Die Verzahnung der Kirchengeschichte mit der Missionsgeschichte Asiens muß jede Darstellung der Kirchengeschichte Asiens prägen. Es erweist sich dabei als sachgemäß notwendig, daß die Kirchengeschichte Asiens auch zu einem guten Teil die Missionsgeschichte Asiens darzustellen hat.¹² Dabei ist es aber nicht nur die Missionsgeschichte Asiens in der Neuzeit, die hier Berücksichtigung finden muß; besondere Beachtung verdient auch die Missionsgeschichte Asiens im Altertum¹³ und im Mittelalter¹⁴. Die Verzahnung

⁸ Vgl. *Wie Christen in Asien denken: Ein theologisches Quellenbuch*, Hg. Douglas J. Elwood (Frankfurt a.M.: Lang, 1979); besondere Beachtung fand die Theologie des Schmerzes Gottes von Kazoh Kitamori, *Theologie der Ökumene* 11 (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1972).

⁹ Zu Fragestellungen der Religionsgeographie vgl. die die Christenheit Asiens betreffenden Beiträge in *Religionsgeographie*, Hg. Martin Schwind (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1975).

¹⁰ Zur Konfessionskunde vgl. Friedrich Heyer (Hg.), *Konfessionskunde* (Berlin: De Gruyter, 1977); *Kleines Wörterbuch des Christlichen Orients*, Hg. Julius Aßfalg in Verb. m. Paul Krüger (Wiesbaden: Otto Harrassowitz, 1975); Peter Kawerau, *Das Christentum des Ostens, Die Religionen der Menschheit* 30 (Stuttgart: W. Kohlhammer, 1972); *Handbuch der Ostkirchenkunde* Band I und II, Hg. Wilhelm Nyssen, Hans-Joachim Schulz und Paul Wiertz (Düsseldorf: Patmos, 1984 und 1989).

¹¹ Z.B. Heinrich L. Nickel, *Kirchen, Burgen, Miniaturen: Armenien und Georgien während des Mittelalters* (Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1974); Arno Lehmann, *Afroasiatische christliche Kunst* (Konstanz: Friedrich Bahn, 1967); Masao Takenada, *Christian Art in Asia* (Kyoto 1975), Horst Rzepkowski, „Einheimische christliche Kunst als Quelle der Missionsgeschichte“, *Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft* 79. Jg. Heft 2.

¹² Vgl. die ausführliche Berücksichtigung der Missionsgeschichte Asiens bei Stephen Neill, *Geschichte der christlichen Mission*, hg. und ergänzt von Niels-Peter Moritzen (Erlangen: Verl. der Evang.-Luth. Mission, 1974), 2. erg. Aufl. 1990; Hans-Werner Gensichen, *Missionsgeschichte der neueren Zeit, Die Kirche in ihrer Geschichte* 4 T.

¹³ Vgl. etwa die Diskussion um die Echtheit der für die frühe Missionsgeschichte Mesopotamiens und Persiens bedeutsamen Chronik von Arbela (Abhandlungen der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften Jg. 1915 Nr. 6, hg. Eduard Sachau [Berlin: Verlag der Königl. Akademie der Wissenschaften, 1915]; neue Ausgabe hg. Peter Kawerau, *Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium* Vol 468, *Scriptores Syri* Tomus 200, Löwen 1985); zu den Bedenken gegen ihre Echtheit: Müller, *Nationalkirchen*, S. 295, 296 Anm. 9; Art. „Arbela“, *Kleines Wörterbuch*, S. 25; Sebastian P. Brock, Art. „Bibelübersetzungen I 4.1.1.1, TRE 6, 183; zur Verteidigung ihrer Echtheit: Kawerau, *Die Chronik von Arbela*, Einleitung, 1-12.

¹⁴ Eines der bedeutendsten Kapitel der Missionsgeschichte, die nestorianische Mission, findet zunehmend Beachtung, vgl. ihre Darstellung bei Kawerau, *Ostkirchengeschichte* I, 39-53; Wolfgang Hage, „Der Weg nach Asien: Die Ostsyrische Kirche“, *Die Kirche des frühen Mittelalters, Kirchengeschichte als Missionsgeschichte* II/1 (München: Chr. Kaiser, 1978), 360-393; ders., „Nestorianische Kirche“, TRE 24 (1994), 274-276; Samuel Hugh Moffett, *A History of Christianity in Asia, Vol. I: Beginnings to 1500* (San Francisco: Harper, 1992) 287-314, 399-404 u.ö.

von Missionsgeschichte mit der Kirchengeschichte Asiens ist einer der Gründe, welche die Betrachtung der Kirchengeschichte Asiens auch für den Missionstheologen bedeutsam machen.

Das besondere Augenmerk gilt in diesem Zusammenhang zum einen den Voraussetzungen für das Entstehen einer Missionsbewegung, die zur Aussendung von Missionaren und dem Entstehen neuer Kirchen führt.¹⁵ Hierbei geht es um den Übergang von Kirchengeschichte zu Missionsgeschichte. Zum anderen ist der Prozeß der Kirchwerdung und des Selbständigwerdens der „jungen Kirchen“ ein Problemkreis im Rahmen des Übergangs von der Missions- zur Kirchengeschichte.¹⁶ Das Verhältnis von Kirchengeschichte und Missionsgeschichte ist zu einem interdisziplinären Thema zwischen kirchengeschichtlicher und missionstheologischer Forschung geworden;¹⁷ dem Thema Kirchengeschichte als Missionsgeschichte ist im Jahr 1995 ein eigener Kongreß gewidmet worden.¹⁸

IV. Kontinuität und Eigenständigkeit der Kirchen- und Missionsgeschichte Asiens

Ein wesentliches, wenn nicht das Hauptproblem der Kirchengeschichte Asiens ist die Frage nach ihrer Kontinuität angesichts des Zusammenbruchs des Christentums in weiten Teilen Asiens im Verlauf des Zeitraums von etwa 1350 bis 1500. War das Christentum im Jahr 1350 asienweit verbreitet¹⁹ - die

¹⁵ Diese Fragestellung gilt z.B. sowohl im Hinblick auf die Mission der Nestorianischen Kirche (vgl. etwa John Stewart, *Nestorian Missionary Enterprise: The Story of a Church on Fire* [Edinburgh: T. & T. Clark, 1928], als auch im Blick auf die Mission des Pietismus (Peter Zimmerling, *Pioniere der Mission im älteren Pietismus* [Gießen und Basel: Brunnen, 1985]); vgl. auch zur neuzeitlichen römisch-katholischen Mission Joseph Glazik, „Der Missionsfrühling zu Beginn der Neuzeit“, *Handbuch der Kirchengeschichte IV*, 605-648, zur Mission der russisch-orthodoxen Kirche in Nordasien ders., *Die russisch-orthodoxe Heidenmission seit Peter dem Großen* (Münster: Aschendorff, 1954), zur modernen protestantischen Missionsbewegung William Carey, *Eine Untersuchung über die Verpflichtung der Christen, Mittel einzusetzen für die Bekehrung der Heiden*, übers. u. hg. Klaus Fiedler und Thomas Schirmacher (Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft, 1993).

¹⁶ Peter Beyerhaus, *Die Selbständigkeit der jungen Kirchen als missionarisches Problem* (Wuppertal: Verlag der Rheinischen Missionsgesellschaft, 1956).

¹⁷ *Kirchengeschichte als Missionsgeschichte Bd. I Die Alte Kirche*, hg. H. Frohnes und U. W. Knorr (München: Chr. Kaiser, 1974); W.-D. Hausschild, „Kirchengeschichte als Missionsgeschichte. Überlegungen zu einem ‚Programm‘ und seiner Realisierung“, *ZKG* 86, 367-381; Kurt-Victor Selge, „Mission als Aspekt der Kirchengeschichte“, *Zeitschrift für Mission XVII*, Heft 3 (1991): 167-174.

¹⁸ Die Vorträge dieses Kongresses sind dokumentiert in *Zeitschrift für Religions- und Missionswissenschaft* 79. Jg. 1995 Heft 2: Ferdinand Hahn, „Geschichte des Urchristentums als Missionsgeschichte“ (87-96); Adolf Martin Ritter, „Das Mittelalter als Zeitalter der Missionsgeschichte (97-110)“; Klaus Koschorke, „Kirchengeschichte, Missionsgeschichte, transkontinentale Christentums-geschichte“ (134-144); Joseph Ndi Okalla, „Kirchengeschichte und Missionsgeschichte: afrikanische Perspektiven“ (145-160).

¹⁹ S. die Karte 27 „Das orientalische Christentum in Asien bis zum 14. Jh.“, *Atlas zur Kirchengeschichte*, hg. H. Jedin, K.S. Latourette, J. Martin, 3. Aufl. der aktualisierten Neuausgabe (Freiburg: Herder, 1988); Karte 63 „Das römisch-katholische Christentum im Machtbereich der

Ausbreitung der Nestorianischen Kirche erreichte erst um die Wende zum 14. Jahrhundert ihren letzten Höhepunkt²⁰ -, so war die Verbreitung des Christentums in Asien im Jahr 1500 beschränkt auf Verbreitungsgebiete in Westasien, in der Kaukasusregion und auf das südindische Verbreitungsgebiet der Thomaschristen.²¹

Die Urteile angesichts des Zusammenbruchs der Christenheit in weiten Teilen Asiens bis zum Jahr 1500 sind eindeutig. Während Stephen Neill in seiner „Geschichte der christlichen Mission“ für die Zeit vor 1500 nur mehr archäologisches Interesse gelten lassen will,²² läßt Thomas van den End in seiner knappen, in indonesischer Sprache erschienenen „Kirchengeschichte Asiens“ das Argument einer Kontinuität der Kirchengeschichte Asiens für alle Gebiete außerhalb Westasiens und Südindiens nicht gelten.²³ Moffett spricht in Anlehnung an L. E. Browne von „the Eclipse of Christianity in Asia“.²⁴

Das indonesische Beispiel zeigt aber, daß die Kontinuität der Kirchengeschichte in anderen Teilen Asiens sehr wohl für das Selbstbewußtsein von Christen in Asien von Bedeutung sein kann. Für Indonesien läßt sich - im Blick auf eine nach archäologischen Funden mögliche christliche Präsenz während des Früh- und Spätmittelalters²⁵ - eine Kontinuität der christlichen Präsenz nicht nachweisen;²⁶ dennoch ist die Kontinuität der Kirchengeschichte in anderen Teilen Asiens auch für Christen in Indonesien bedeutsam, ist das Christentum doch seit frühester Zeit bis in die Gegenwart ohne Unterbrechung in zwei Kulturkreisen Asiens präsent, die wesentlichen prägenden Einfluß auf Indonesien ausgeübt haben: dem arabischen und dem indischen.

Mongolen (13.-14. Jh.)“, *ibid.*; Karte „Nestorianer und Thomaschristen im Früh- und Hochmittelalter“, Großer Historischer Weltatlas Zweiter Teil Mittelalter, hg. vom Bayerischen Schulbuch-Verlag, Redaktion Josef Engel, 2. Aufl. (München: Bayerischer Schulbuch-Verlag, 1979), 24.

²⁰ S. die drei aus dem 14. Jh. stammenden Verzeichnisse der nestorianischen Kirchenprovinzen in Eduard Sachau, Zur Ausbreitung des Christentums in Asien, Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften Jahrgang 1919 (Berlin: Verlag der Akademie der Wissenschaften, 1919), 21,22.

²¹ S. Kapitel 21 „The Eclipse of Christianity in Asia“ und 22 „The Church in the Shadows“ in Moffett, A History of Christianity in Asia Vol. I, 470-508.

²² Stephen Neill, Geschichte der Christlichen Mission, 121.

²³ Thomas van den End, Sejarah Gereja Asia, 2. Aufl. (Yogyakarta: PPIP Duta Wacana, 1988), 32,33.

²⁴ Moffett, A History of Christianity in Asia Vol. I, 470, 471; der Titel des 21. Kapitels „The Eclipse of Christianity in Asia“ ist entnommen: L. E. Browne, The Eclipse of Christianity in Asia (Cambridge: Cambridge Univ. Press, 1933), *ibid.* Endnote 1, 488.

²⁵ John C. England, „The Earliest Christian Communities in Southeast and Northeast Asia: An Outline of the Evidence Available in Seven Countries Before A.D. 1500“, *Missiology* Vol. XIX. No. 2 (April 1991): 207,208.

²⁶ Thomas van den End, Sejarah Gereja Asia, 32.

Es bleibt aber eine unbestreitbare Tatsache, daß die Kirchengeschichte Asiens mit Ausnahme derjenigen der zu Minderheiten geschrumpften altorientalischen Kirchen Vorderasiens - seit 1500 Missionsgeschichte ist. Die Entscheidungen über den Gang der Kirchen- und Missionsgeschichte Asiens fielen seit 1500 in Europa und später auch in Nordamerika.

Die Darstellung der Kirchengeschichte Asiens hat zu beschreiben, und dies ist eines ihrer bedeutendsten Themen, wie im Verlauf des 20. Jahrhunderts die Kirchengeschichte Asiens aus der seit 1500 andauernden Epoche der Missionsgeschichte wieder in eine Epoche eigentlicher Kirchengeschichte eingetreten ist.

Dieser Übergangsprozeß ist gekennzeichnet durch die organisatorische Selbständigwerdung der Kirchen und die Übernahme ihrer Leitung durch einheimische Christen.²⁷ Die Umwandlung der asiatischen Christenheit geht aber weit über das Selbständigwerden hinaus. Es fallen nicht nur die Entscheidungen über den Gang der Kirchengeschichte Asiens wieder in Asien, asiatische Theologen treten auch mit theologischen Entwürfen an die Öffentlichkeit,²⁸ so daß man sagen kann, daß die Christenheit Asiens auch die Theologiegeschichte wiedergewonnen hat. Darüber hinaus haben asiatische Leiterpersönlichkeiten nicht nur die Leitung ihrer eigenen Kirchen übernommen, asiatische Leiterpersönlichkeiten übernehmen auch mehr und mehr Verantwortung innerhalb der weltweiten Christenheit. So sind unter den Präsidenten und Zentralausschußvorsitzenden des Ökumenischen Rates der Kirchen seit dessen Gründung Protestanten aus Asien vertreten.²⁹

Besonders groß ist der Einfluß asiatischer Leiterpersönlichkeiten innerhalb der weltweiten Evangelischen Allianz (World Evangelical Fellowship): Ihr Präsident ist der Inder Theodore Williams, der Generalsekretär der Theologischen Kommission der Koreaner Bong Rin Ro und ihr Internationaler Direktor der Filipino Agustin Vencer.³⁰ Auch wurde 1987 der Sitz der Weltweiten Evangelischen Allianz vom nordamerikanischen Wheaton ins asiatische Singapur verlegt.

²⁷ Die Übernahme von Leitungsverantwortung läßt sich für die römisch-katholische Kirche ablesen an den in Thomas Ohm, Wichtige Daten der Missionsgeschichte: Eine Zeittafel, 2. Aufl. (Münster: Aschendorff, 1961), gemachten Angaben. Für die protestantischen Kirchen s. E. Hoke (Hg.), The Church in Asia (Chicago: Moody Press, 1975), oder etwa für Indonesien bei Theodor Müller-Krüger, Der Protestantismus in Indonesien: Geschichte und Gestalt, Die Kirchen der Welt, Reihe B, Band V (Stuttgart: Evangelisches Verlagswerk, 1968).

²⁸ S. o. Anm. 7.

²⁹ Tabelle „Präsidenten und Zentralausschußvorsitzende des ÖRK“, Ökumene-Lexikon, Sp. 967-972.

³⁰ Rolf Hille, „Auf klarem biblischem Weg - Die Dritte Welt hat bei den Evangelikalen die Führung übernommen, Zur Generalversammlung der weltweiten Evangelischen Allianz in Manila“, idea spektrum 27 (1992): 20,21.

Die bedeutendste Veränderung ist aber wohl die Mitwirkung von aus asiatischen Kirchen ausgesandten Missionaren an der weltweiten Ausbreitung des Evangeliums.³¹ Hier schließt sich der Kreis. Die asiatische Christenheit hat wieder als sendende Kirche Anteil an der Missionsgeschichte.

V. Ost- und Südostasien - ein neues Zentrum der Weltchristenheit?

Die Kirchengeschichte Asiens bietet von den Kirchengeschichten der einzelnen Kontinente das vielfältigste Bild. Die einzelnen Epochen der Kirchengeschichte Asiens sind von einer jeweils dominierenden konfessionellen Richtung gekennzeichnet. Der Wechsel des Schwerpunktes von der judenchristlich geprägten Kirche zur heidenchristlich geprägten Kirche fällt schon in die Zeit des Neuen Testaments. Danach wurde die Kirchengeschichte Asiens wesentlich geprägt von der Großkirche im Römischen Reich, die dann zur Reichskirche des Oströmisch Byzantinischen Reiches wurde. Die christologischen Streitigkeiten hatten die konfessionelle Aufspaltung der Christenheit Asiens in drei Konfessionen zur Folge. Ganz im Westen war nun die griechische Orthodoxie bestimmend, Armenien und Syrien waren geprägt durch den Monophysitismus, und weiter im Osten war der Nestorianismus bestimmend. Für etwa ein Jahrtausend prägten nun die nichtchalcedonensischen orientalischen Nationalkirchen Westasiens das Bild der Christenheit Asiens bis weit nach Mittel-, Süd- und Ostasien hinein. Der Zusammenbruch der alten Kirchen Asiens bis 1500 machte den Weg frei für das römisch-katholische Zeitalter der Kirchengeschichte Asiens, das mit der neuzeitlichen römisch-katholischen Mission begann und sich bis ins 20. Jahrhundert hinein fortsetzte.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schickt sich der Protestantismus an, zur zahlenmäßig größten und dynamischsten konfessionellen Strömung innerhalb der asiatischen Christenheit zu werden. Das deutliche zahlenmäßige Wachstum des Protestantismus in verschiedenen Ländern Asiens, so in Südkorea, Indonesien, auf den Philippinen und seit jüngster Zeit auch in China,³² hat nicht nur zu dieser Gewichtsverschiebung zugunsten des Protestantismus beigetragen. Das Wachstum des Protestantismus in Asien ist auch eine der wesentlichen Ursachen, welche die Christenheit Asiens im 20. Jahrhundert wieder zu einem der Schwerpunkte der weltweiten Christenheit ma-

³¹ Lawrence Keyes, *The Last Age of Missions: A Study of Third World Mission Societies* (Pasadena: William Carey Library, 1983); Larry D. Pate, *From Every People: A Handbook of Two-Thirds World Missions with Directory/ Histories/ Analysis* (Monrovia CA: MARC, 1989).

³² S. die Angaben zu den einzelnen Ländern bei Patrick Johnstone, *Handbuch für Weltmission: Gebet für die Weit: Informationen über alle Länder der Erde*, 6. völlig überarbeitete Aufl. (Neuhausen-Stuttgart: Hänssler, 1994).

chen. Während der Anteil der Christen an der Bevölkerung Asiens im Jahr 1800 bei 1,3% und im Jahr 1900 bei 2% lag, ist er bis zum Jahr 1995 auf 8% angewachsen. Betrug der Anteil der Christenheit Asiens an der Weltchristenheit im Jahr 1900 nur 3,4%, so liegt er 1995 bei 15%. Lebte zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur jeder dreißigste Christ in Asien, so ist in der Mitte der neunziger Jahre jeder siebente Christ ein Asiate.³³

Auch der geographische Schwerpunkt der Verbreitung der Christenheit Asiens hat sich im Laufe der Kirchengeschichte verschoben. Lag der Schwerpunkt des Christentums in Asien bis zum Jahr 1500 in Westasien, so hat er sich mit der neuzeitlichen römisch-katholischen Mission zunächst nach Süd-asien verschoben. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts ist nun eine Verlagerung des Schwerpunkts der Christenheit Asiens nach Südost- und Ostasien zu verzeichnen.

In dieser Gewichtsverlagerung innerhalb der Christenheit Asiens nach Osten mag man eine providentielle Fügung sehen, erwarten doch viele den neuen Schwerpunkt des Weltgeschehens in der Region um den Pazifischen Ozean („Pacific Rim“).

VI. Die Frage nach dem Handeln Gottes in der Kirchengeschichte Asiens

Der Aufweis des Handelns Gottes in der Geschichte sollte ein integraler Bestandteil theologischer Kirchengeschichtsschreibung sein. Die Kirchengeschichtsschreibung stellt sich derzeit aber weitgehend als eine mit den Methoden säkularer Geschichtsschreibung betriebene Darstellung der Geschichte der gesellschaftlichen Institution Kirche dar. Karl Heussi schreibt im Vorwort seines Kompendiums, des bedeutendsten deutschsprachigen Lehrbuchs der Kirchengeschichte im 20. Jahrhundert: „Die Kirche wird hier ins Auge gefaßt, sofern sie eine rein irdische Erscheinung ist. Ob sie mehr ist oder nicht und inwieweit sie mehr ist, kann nur Sache des Glaubens sein, nicht der Wissenschaft“.³⁴

Da dem Aufweis des Handelns Gottes in der wissenschaftlichen Darstellung der Kirchengeschichte somit kein Platz zugebilligt wird, sollte es zunächst als Kompromiß möglich sein, außerhalb der Darstellung der Kirchengeschichte

³³ Die Daten sind zusammengestellt aus David Barrett, *World Christian Encyclopedia* (Oxford: Oxford University Press, 1982), besonders Global Table 29, und Patrick Johnstone, *Gebet für die Welt*.

³⁴ Karl Heussi, *Kompendium der Kirchengeschichte*, 14. Aufl. (Tübingen: J.C.B. Mohr [Paul Siebeck], 1976), Vorwort zur zwölften Aufl. von 1960, S. III.

schichte in gesonderten Abschnitten, etwa am Ende eines jeden Kapitels vom Handeln Gottes in der Geschichte zu reden.

Hier wäre dann der Platz für den geschichtstheologischen Aufweis des Handelns Gottes in der Geschichte. In diesem Zusammenhang könnte man durchaus von manchen Ansätzen pietistischer Theologen lernen, die als Hauptkriterium für den Aufweis des Handelns Gottes in der Geschichte die Ausbreitung der Verkündigung des Evangeliums und die sie fördernden Faktoren ansahen.³⁵

Neben diesen grundsätzlichen Erwägungen stehen die sachlichen Probleme, die der Aufweis des Handelns Gottes in der Kirchen- und Missionsgeschichte Asiens aufwirft. Hier sind zunächst die Frage nach den Ursachen des inneren Verfalls der Kirchen Asiens zu stellen. Besonders wichtig erscheint die Frage, warum es nicht wie in der Kirche Europas zu einer grundlegenden Erneuerung der Kirchen Asiens, also zu einer Reformation im asiatischen Kontext gekommen ist. Ansätze zu einer Erneuerung gab es immerhin in der sogenannten „Syrischen Renaissance“.³⁶ Allerdings schlugen die Bemühungen zur Erneuerung der Jakobitischen Kirche im 12. und 13. Jahrhundert bald um in starre Gesetzlichkeit.

Besondere Fragen wirft nicht nur die lange Verzögerung auf, mit der die Verkündigung der christlichen Botschaft weite Teile Asiens erreicht hat, eine Hauptfrage in diesem Zusammenhang muß auch der Zusammenbruch des schon Erreichten bis zur Schwelle der Neuzeit aufwerfen.

Natürlich kann man fragen, ob die Botschaft, die von nestorianischen und dann auch von römisch-katholischen Missionaren nach Mittel-, Süd- und Ostasien gebracht wurde, nicht so entstellt war,³⁷ daß für die Ausbreitung des biblischen Evangeliums schließlich die dann entstandene „tabula rasa“ in weiten Teilen Asiens eine bessere Voraussetzung war. Hier wird man aber sofort entgegen müssen, daß dann das Evangelium ja zunächst wiederum in der römisch-katholischen Gestalt, die vom protestantischen Standpunkt aus als Entstellung zu bewerten ist, nach Asien - also auf diese „tabula rasa“ - kam.³⁸

³⁵ So etwa Philipp Jakob Spener in seiner Warhafftigen Erzählung/ Dessen was wegen des so genannten Pietismi in Teutschland von einiger Zeit vorgegangen (Frankfurt a. M. 1697).

³⁶ Peter Kawerau, Die Jakobitische Kirche im Zeitalter der syrischen Renaissance, 2. ergänzte Aufl. (Berlin: Akademie-Verlag, 1960).

³⁷ Vgl. etwa die Einschätzung Kenneth Scott Latourettes in seiner History of Christian Missions in China (London 1929), 65.

³⁸ Hierzu die Einschätzung Arthur Leonhard Tuggys im Blick auf die römisch-katholische Mission auf den Philippinen in The Philippine Church: Growth in a Changing Society (Grand Rapids: Eerdmans, 1971), 67, 68.

Endlich bleibt die Frage zu stellen, warum der Protestantismus es so lange versäumt hat, zur Missionstätigkeit zu finden,³⁹ eine Frage, aus deren Beantwortung auch manche frühen Ansätze zur Mission⁴⁰ uns nicht entlassen.

Antworten auf die Frage nach dem Aufweis des Handelns Gottes scheint uns erst die Missionsgeschichte Asiens im 19. und 20. Jahrhundert offensichtlicher zu machen. Denn hier ist die Rede von einer kontinentweiten Ausdehnung der missionarischen Verkündigung des Evangeliums. Es ist die Rede von erstaunlichen Erfolgen in der Bibelübersetzungsarbeit.⁴¹ Besonders hervorzuheben sind die Massenbewegungen.⁴² Die Umwälzungen, die zum Zerfall der Sowjetunion führten, brachten in neuester Zeit auch die erstmalige Öffnung weiterer Teile Nord- und Mittelasiens für offene protestantische Missionsarbeit mit sich.⁴³

Während weite Teile Asiens noch des christlichen Zeugnisses harren,⁴⁴ wird an anderer Stelle gerade an der Entwicklung der asiatischen Christenheit die weltweite Umwandlung der Christenheit deutlich, die sich in unserer Zeit vollzieht.

Die Christenheit hat den Eurozentrismus und die Konzentration auf die westliche Welt hinter sich gelassen, wie nicht zuletzt das rasch zunehmende Gewicht der asiatischen Christenheit im weltweiten Kontext zeigt.

Die Christenheit ist multikulturell geworden, gerade die protestantischen Kirchen Asiens verlassen mehr und mehr Formen westlicher Prägung und ringen um eine biblisch verantwortbare Kontextualisierung des Evangeliums.⁴⁵

³⁹ Gustav Warneck, Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen, 6-23.

⁴⁰ Gensichen, Missionsgeschichte der neueren Zeit, 5-9; Werner Raupp, Mission in Quellentexten (Erlangen: Verlag der Evang.-Luth. Mission und Bad Liebenzell: Verlag der Liebenzeller Mission, 1990), 13-110.

⁴¹ Richard William Frederick Wootton, „Bibelübersetzungen V“, TRE 6, 300; William Smalley, Translation as Mission: Bible Translation in the Modern Missionary Movement (Macon: Mercer University Press, 1991).

⁴² J. Waskom Pickett, Christian Mass Movements in India, Reprint (Lucknow 1969); J. Edwin Orr, Evangelical Awakenings in Southern Asia (Minneapolis: Bethany Fellowship, 1975); ders., Evangelical Growth: Issues From the Asian Context (Mylapore: C.G.R.C. McGavran Institute, 1975); ders., Evangelical Awakenings in the South Seas (1976); Bong Rin Ro und Marlin L. Nelson (Hg.), Korean Church Growth Explosion (Taichung und Seoul, 1983); Roger Hedlund, Evangelization and Church India, 1992).

⁴³ Vgl. hierzu die Länderartikel über Rußland, Mongolei, Kasachstan und Kyrgistan in Johnstone, Gebet für die Welt, 1994.

⁴⁴ S. etwa die Angaben zu „Middle East“ in Patrick Johnstone, Operation World, 5. Aufl. (Carlisle: OM Publishing, 1993), 68-73.

⁴⁵ Bong Rin Ro und Ruth Eshenaur (Hg.), The Bible & Theology in Asian Contexts: An Evangelical Perspective on Asian Theology (Taichung: Asia Theological Association, 1984).

Und schließlich ist die Christenheit Asiens mehr und mehr zur „Bewegung“ geworden, hierin eine späte Frucht der Reformation, deren ursprüngliche Intention für das Bild von Kirche ja in diese Richtung gegangen war.⁴⁶ In diesem Zusammenhang ist es bezeichnend, daß es in Asien nicht zur Herausbildung eines neuen „Corpus Christianum“ gekommen ist, sondern die Christenheit in Asien fast überall angefochtene Minderheit bleibt. Aber gerade die Gestalt als Bewegung mag ihr im Kontext der Anfechtung nicht nur das Überleben sichern, sondern sie sogar trotz Widerständen zur Ausbreitung fähig machen.

Eindrückliches Beispiel hierfür ist die Christenheit Chinas, der nach der Übernahme der Macht durch den Kommunismus der Untergang vorausgesagt wurde. Nach der Ausweisung aller Missionare aus China bis 1952, die als der größte Rückschlag in der Geschichte der protestantischen Weltmission angesehen wurde,⁴⁷ waren die kirchlichen Aktivitäten mehr und mehr eingeschränkt worden⁴⁸ und wurden schließlich ganz aus der Öffentlichkeit verbannt.⁴⁹ Das letzte Kapitel der Kirchengeschichte Chinas schien gekommen,⁵⁰ und man sprach vom „débâcle“ oder dem „ökumenischen Menetekel“ der Chinamission.⁵¹

⁴⁶ Martin Luther, *Dass eine christliche Versammlung oder Gemeine Recht oder Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen, Grund und Ursach aus der Schrift*. 1523, *Luthers Werke* 2. Band, hg. Otto Clemen (Berlin: De Gruyter, 1967), 395-403.

⁴⁷ Gensichen, *Missionsgeschichte der neueren Zeit*, 58,59; J. Herbert Kane, *A Global View of Christian Missions* (Grand Rapids: Baker 1971), 222.

⁴⁸ Kane, *Global View*, 225.

⁴⁹ Johannes Bettray, „Epochen der Missionsgeschichte Chinas“, *Evangelische Mission* 1971, 64,65: 1966 wurde erstmalig seit Hunderten von Jahren Weihnachten nur mehr in Niederlassungen ausländischer Staaten gefeiert. Zu Ostern war die Liquidierung der organisierten protestantischen Kirche in China vollzogen. Das religiöse Leben wurde völlig in den Untergrund verbannt. Im März 1968 erfuhr man auch von der fast völligen äußeren Vernichtung der ... Kirche Chinas. Alle noch bestehenden Kultstätten sollen zerstört und die Gemeinden in die Anonymität verdrängt worden sein ...“

⁵⁰ „The final Page of the history of the Christian religion in Shanghai was written on August 24. On that day all churches ... were stripped of the crosses, statues, icons, decorations and all church paraphernalia by the revolutionary students, wearing ‘Red Guard’ armbands, and determined to eradicate all traces of imperialist, colonial and feudal regimes.“ (South China Morning Post vom 25. August 1966, zitiert bei Kane, *Global View*, 229); „Und was findet man heute? Kümmerliche Grüppchen, bedeutungslose, veraltete Kreise - wird diese ‘Kirche’ demnächst völlig aussterben? Nachrichten dringen nur spärlich durch den Barnbusvorhang. Die Christen dort brauchen unsere Fürbitte. Es scheint, daß hier ein Kapitel der Missions- und Kirchengeschichte demnächst abgeschlossen wird. Wie wird die Christenheit damit fertig? Geht sie eigentlich wirklich zur ‘Tagesordnung der Welt’ über?“ (Rezension von Hans-Ludwig Althaus über: Gustav Weth, *Chinas rote Sonne: Unsere Welt zwischen Mao und Jesus* (Wuppertal: R. Brockhaus, 1972), *Evangelische Mission* 1974, 110.

⁵¹ G. Rosenkranz resümiert seinen Artikel über die Mission in China im 1957 erschienenen ersten Band der RGG: „Das ‘débâcle’ der Chinamission ... ist nicht nur über sie, sondern über alle Mission, die nicht der unheilvollen, ob bewußten oder unbewußten Verkopplung mit politischen Mächten aus dem Wege geht bzw. sich aus ihr löst, zum Gericht geworden.“ („China IV C. 1. f, Sp. 1671); dieses Zitat findet sich auch bei Kurt Zimmermann, „China“ in: Gerhard Brennecke (Hg.), *Weltmission in ökumenischer Zeit* (Stuttgart: Evangelischer Missionsverlag, 1961), 31. Gensichen spricht in seinem Artikel „Asien“ in TRE 4, 110, vom „ökumenischen Menetekel, das in der neueren Kirchengeschichte nicht seinesgleichen hat.“

Angesichts dieser Urteile über das Ende der Missions- und Kirchengeschichte Chinas - auch nach dem Urteil Moffetts verläuft die Missions- und Kirchengeschichte Asiens zyklisch -⁵² waren die Nachrichten, die seit Ende der siebziger und dann in den achtziger Jahren über die chinesische Christenheit an die Öffentlichkeit drangen, um so erstaunlicher. Die Kirche hatte nicht nur im Verborgenen weiterleben können,⁵³ es gab bald auch Nachrichten von einem erstaunlichen Wachstum der Hauskreise und Gemeinden.⁵⁴ Ende der achtziger Jahre wurde immer offensichtlicher, daß es in China zu einer erstaunlichen Bewegung hin zum Christentum gekommen ist. Kirchen wurden wiedereröffnet oder neu gebaut, Bibeln durften gedruckt und verteilt werden, in Hausgemeinden versammeln sich Millionen von Christen.⁵⁵ Offensichtlich handelt es sich bei dem Aufbruch der Christenheit Chinas um eine der bedeutendsten Erweckungsbewegungen der Kirchen- und Missionsgeschichte überhaupt.⁵⁶

Dabei verbietet sich - nicht nur, aber auch angesichts der angefochtenen Situation der Christen in China -⁵⁷ jeglicher Triumphalismus:

Gott hat in China Missionsgeschichte gemacht, - die letzten fast 40 Jahre ohne Missionare aus dem Westen. Wie demütigend - und zugleich tröstlich - das ist! Wie haben wir - allen voran die früheren Chinamissionare - gebetet! Haben wir geglaubt und für möglich gehalten, was dann geschah? Und wie verhalten wir uns heute?⁵⁸

⁵² Moffett, A History of Christianity in Asia, 472: „Asian church history is discouraging cyclical.“

⁵³ Robert P. Kramers, „China“, TRE 7, 758; Raymond W. M. Fung (Hg.) Graswurzelgemeinden auf Chinas Boden (Wuppertal: Verlag der VEM und Erlangen: Verlag der Evang.-Luth. Mission, 1984).

⁵⁴ Barrett, World Christian Encyclopedia, 234.

⁵⁵ Winfried Glüer, „Die kirchliche Situation im heutigen China“, Jahrbuch Mission 1988, 90-106; Jonathan Chao, The China Mission Handbook: A Portrait of China and Its Churches (Hongkong 1989); Carl Lawrence, Chinas Christen: Vom Überlebenskampf und Wachstum der Gemeinde Jesu unter dem Kommunismus (Marburg 1986).

⁵⁶ Alan Hunter und Kim-Kwong Chan, „A Strong Movement in the Making - Protestants in China, 1990“, Asia Journal of Theology vol 6:2 (October 1992): 215; David H. Adeney, Gottes Reich in China: Der 'lange Marsch' der chinesischen Kirche (Neukirchen-Vluyn: Ausaat, 1991); David Barrett, „The Twentieth-Century Pentecostal/Charismatic Renewal in the Holy Spirit, with its Goal of World Evangelization“, International Bulletin of Missionary Research (July 1988): 120.

⁵⁷ Es sind hier nicht nur die Anfeindungen von staatlicher Seite zu nennen. Andrew Wark, „Like Sheep without Shepherds - The Threat of Heresy to the Chinese House Church Movement“, Chinese Around the World (Dezember 1992): 1-5.

⁵⁸ Karl Lagershausen, „Christen in China - Sieben Lektionen. Gedanken eines Evangelikalen“, Jahrbuch Mission 1988, 76.

Dennoch wird man Patrick Johnstone zustimmen müssen, wenn er schreibt: „Für das Gemeindegewachstum in China seit 1977 gibt es in der Kirchengeschichte keine Parallelen.“⁵⁹

Wir dürfen dankbar sein, in einer Epoche der Kirchen- und Missionsgeschichte zu leben, in der das Handeln Gottes an vielen Stellen offensichtlich ist.

So dürfen wir in der Zwischenbilanz über die Kirche in China die Beharrlichkeit der Beter nicht vergessen:

Der Glaube sieht hinter der gegenwärtigen Finsternis ein neues Morgenrot für die Kirche in China. Wir hören den Ruf: „Hüter, ist die Nacht bald vorbei?“, und zurück kommt die Antwort: „Der Morgen kommt, aber noch ist es Nacht!“ Die gegenwärtige Dämmerung ist nicht die Dämmerung am Ende des Tages, sondern die Dämmerung, die dem Morgenrot vorausgeht.⁶⁰

Genährt war solche Hoffnung von der Erfahrung der Chinamissionare, daß selbst inmitten der Katastrophe nicht die Zeichen für Gottes gnädiges Leiten und Bewahren fehlten. Isobel Kuhn schreibt über die Evakuierung und Ausweisung der Missionare der China-Inland-Mission aus China:

Wir waren nicht nur deshalb so dankbar, weil diese vielgeprüften Männer, die von den Kommunisten in der äußersten Ecke Nordchinas zurückgehalten worden waren jetzt frei waren, sondern auch deshalb, weil sie als die letzten unserer CIM-Familie frei wurden. Jetzt konnten wir sagen: „Alle Glieder der größten protestantischen Missionsgesellschaft in China sind heil durch dieses ‘Rote Meer’ hindurch gekommen. Kein einziger hat dabei sein Leben verloren.“⁶¹

Heute fällt es uns leichter, die Anwendung des Bildes vom geistlichen Kampf (vgl. Eph. 6,10-17) durch Isobel Kuhn zu ermessen, die in den sechzig Jahren ausgesprochen wurde:

Eine Wolke von Schlachtstaub vermag das Bild des Kampfes unkenntlich zu machen. Der einzelne Soldat hat der Strategie seines Kommandanten einfach zu vertrauen und seinen Befehlen zu gehorchen, die an ihn persönlich gerichtet werden. Im geistlichen Bereich verhält es sich ebenso mit den Jüngern (Soldaten) Christi. Wenn aber dann die Schlacht beendet ist und der Staub sich verflüchtigt hat, versteht auch der einfache Soldat, was geschah, und die Beweggründe zu bestimmten Befehlen. „In jenen Tagen werdet ihr mich nichts mehr fragen“.⁶²

⁵⁹ Johnstone, Gebet für die Welt 1994, 190; 1987 schrieb er: „Niemals in der Vergangenheit gab es so viele Bekehrte in solch einer kurzen Zeit (Johnstone, Handbuch für Weltmission: Gebet für die Welt: Daten, Fakten, Hintergründe aus jedem Land der Erde [Neuhausen-Stuttgart: Hänssler, 1987]).“

⁶⁰ Leslie Lyall, Trotz Wind und Wetter. Die gegenwärtige Lage der Kirche in China (Gießen: Brunnen, 1961), 96.

⁶¹ Isobel Kuhn, Grüne Blätter in der Dürre (Gießen: Brunnen, 1968), 7.

⁶² Ibid., 114.

Beim Aufweis des Handelns Gottes in der Kirchen- und Missionsgeschichte muß uns die Mahnung des Hebräerbriefes bestimmen: „Gedenkt an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; *ihr Ende schaut an* und folgt ihrem Glauben nach“ (Hebr. 13,7).

